Appelschmut

von Otto Ernst

L. Staackmann Verlag Leipzig

Stephanie Goldstücker.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_Y0-BWB-835

Otto Ernst

Appelschnut

Appelschnut

Neues und Altes
von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen

von

Otto Ernst

56. bis 65. Tausend

Leipzig · L. Staackmann Verlag
1923

Alle Rechte vorbehalten.

Pubiished on the 8 day of November 1906.
Privilege of copyright in the United States
of North America reserved under the act
approved March 3, 1905 by Otto Ernst.

Druck von Günther, Kirstein & Wendler in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Ein Tag aus dem Leben Appelschnuts 7
Appelschnut und die Philosophie 41
Wie Appelschnut umzog 69
Im alten und neuen Heim 82
Appelschnuts Dummheit 103
Ein Ausflug mit Appelschnut und anderem Kleinzeug . . . 118
Im Seebade 144
Von toten und lebendigen Puppen 163

Ein Tag aus dem Leben Appelschnuts.

„Eigentlich heißt sie Euphrosyne;
Aber ich sage immer ‚Rosine'"

singt Dr. Bartolo, und ebenso ergeht es meinem dreijährigen Töchterchen. Eigentlich heißt sie Roswitha; aber ich sage immer „Appelschnut". Man darf diesen Namen nicht ins Hochdeutsche übersetzen; „Apfelschnauze" klingt roh, klingt gräßlich; „Schnauze" hat geradezu etwas Berlinerisches. „Schnauzerl", „Schnäuzchen" käme der Sache schon näher, deckt sie aber nur zum Teil. „Schnut" umfaßt nämlich nicht nur Mund und Nase, sondern so ein ganzes kleines Gesichtchen, das man noch ganz und gar in eine Hand nehmen kann. Ja, zuweilen umfaßt es einen ganzen fünfundzwanzigpfündigen Menschen; wenn er eine geniale Bemerkung macht, sagt man: „Du Klookschnut", wenn er im Feuerungsverschlag gespielt und Steinkohlen gegessen hat: „Du Swattschnut." Und da nun Roswitha nicht nur zwei rote Wangen hat, sondern alles in allem genommen ausschaut wie ein rundes, blankes, rot und goldenes, mit wahrer Tollkühnheit zum Einbeißen herausforderndes Früchtlein, das soeben vom Baume des Lebens gepurzelt ist, so hab' ich in einer begnadeten Stunde für das ganze Stück Sein und seine Erscheinungsform den Namen „Appelschnut" gefunden. „Appelschnut" ist unübersetzbar.

Die junge Dame hat es gut; das darf man wohl sagen. Schon im Frührot umstehen ihre Geschwister,

bevor sie sich zum Schulgang rüsten, mit nackten Beinchen ihr Bett und bewundern die Anmut ihres Schlummers, die Dicke ihrer Ärmchen, die Blondheit ihres Haares und ihre Kunst, auch im Schlaf noch mit Ausdauer auf dem Daumen zu lutschen. Wenn sie endlich die Augen aufschlägt, begegnet sie gewiß irgendeinem Blick, der sie mit Liebe oder Bewunderung anschaut; ein Geschick, das selbst den höchsten Staatsministern und erfolgreichsten Dramatikern in dieser Häufigkeit nicht zuteil wird.

„Was ist los?"

„Appelschnut hat was geträumt!"

„Appelschnut hat geträumt? Holla, Appelschnut hat geträumt! Also los, Appelschnut! Erzähl mal! Was war's denn?"

Appelschnut: „Also, ich wollte nach Hamburg, und da wollte ich Bonbons kaufen. Und da vergangte ich mich, und schließlich kamte ich wieder nach Hause."

Hurra, Appelschnut kam „schließlich" wieder nach Hause. „Schließlich"! Was so ein miserables Formwort für eine Wirkung ausüben kann! Einen ganzen vergnügten Morgen kann es machen. Besonders, wenn man bedenkt, daß „Hamburg" eine benachbarte Straße ist, in der ein Bonbonkrämer wohnt.

Appelschnut braucht nur das Mäulchen aufzutun, und das ausverkaufte Haus ist entzückt. Jedes falsch konjugierte Verb ist ein Erfolg, wie ihn mancher Schriftsteller mit gleichen Mitteln ewig vergeblich erstrebt. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis!

Nicht, daß solch ein Sonnenkäferleben nicht auch seine Schatten hätte! Jeden Morgen tritt auch in dieses Leben die hundertzähnige Pflicht in der für die Pflicht so bezeichnenden Gestalt des Kammes. Und man lächle, bitte, nicht über den Kamm als über etwas Geringfügiges! Ihr müßt hier mit Proportionen rech-

nen und bedenken, daß für das Kind ein Kamm genau dasselbe ist, was für uns ein unangenehmer Vorgesetzter mit abgebrochenen und verbogenen Zähnen ist! Die kleinen Leiden sind für die kleinen Kinder, was die großen Leiden für uns große Kinder sind, und oft nähren sie gar in der großen Werdestille ihrer jungen Seele ein Sonnenstäubchen zu einer schwarzen Unheilswolke heran. Eines Tages saß Roswitha auf dem Schoß ihrer Mutter und blinzelte unter ihren Liebkosungen wie ein Kätzchen in der Sonne.

„Du bist meine Zuckerdirn", sagte die Mutter.

„Jaa", versetzte Appelschnut mit Überzeugung, und mit treuherzigem Aufblick zur Mutter fügte sie hinzu: „Du schicks mich auch gar nich in Paket, nich?"

Meine Frau verstand sie anfangs nicht. Erst allmählich ging ihr ein Licht auf. Mehrere Tage vorher hatte ich aus der Ferne geschrieben: „Schick mir doch die Appelschnut im Paket!" Meine Frau hatte den Kindern aus dem Briefe vorgelesen, und Roswitha hatte sich tagelang mit der Angst getragen, sie würde als Paket auf die Post gebracht werden.

Nachdem Appelschnut heute gekämmt und fertiggeputzt ist, kommt sie in meine Hände. In diesem Stadium gefällt sie mir am wenigsten. Ein frisch gekämmtes und frisch gebügeltes Kind sieht aus wie ein Kunstwerk, das die Kritik berichtigt und verbessert hat. Aber nach einem halben Stündchen schon fangen die ängstlich nebeneinandergeduckten Härchen wieder an zu leben und stehen leis und behutsam auf, und wenn sie merken, daß der Kamm nicht mehr daherfegt, beginnen sie sogleich wieder ihr leises, lustiges Flimmergespräch mit Luft und Sonne, und die ernsten, strengen Falten der hohen Bügelkunst verschwinden vor den natürlichen Linien des Menschenleibes. Alles genau wie beim Kunstwerk. Womit ich die Existenzberechtigung der

Kritik ebensowenig geleugnet haben will wie die des engen Kammes.

Der heutige Tag gehört meinem Töchterlein Appelschnut. Das kommt daher:

Eines Tages kam sie an meinen Schreibtisch und sprach:

„Pappa, weiß du was? Wir spielen Mutter un Kind zusammen. Du bis das Kind un ich bin die Mutter. Un denn muß du immer tüchtig ungezogen sein un denn bekomms du Schläge, aber nur aus Spaß, mein ich! O ja — nich?"

„Ich kann aber jetzt nicht mit dir spielen."

„Worum nich?"

„Weil ich arbeiten muß."

„Worum muß du arbeiten?"

Da ich nicht hoffen durfte, ihr den Schöpferdrang eines Dichterherzens klarzumachen, so ergriff ich die Gelegenheit zu einer ökonomischen Aufklärung und sagte:

„Weil ich Geld verdienen muß."

„Worum muß du denn Geld verdienen?"

„Weil ich für euch was zu essen kaufen muß."

„Mamma hat was zu essen!" ruft sie mit der Kraft eines befreienden Gedankens. „In'n Küchenschrank! 'n ganze Masse!"

Das ist eines jener Argumente, die unwiderleglich sind. Die Dreijährigen haben's überall in der Welt so leicht, recht zu behalten! Und das hat man nun davon: Da rackert man sich unaufhörlich, um sieben „tägliche Brote" zu schaffen, und den Ruhm der Ernährerin trägt die „Mamma" davon.

Nach einer höchst nachdenklichen Pause nahm Appelschnut das Gespräch wieder auf.

„Pappa, wann muß du mal garnich, garnich, garnich mehr arbei'n!"

„Ja, das weiß ich nicht. Was willst du denn, wenn ich nicht mehr arbeite?"

„Denn will ich mal 'n ganzen Tag mit dir spiel'n!"

Der freudige Glanz aus ihren Augen überlief mir so schmeichlerisch das Herz, daß ich ihr versprach, ich wolle bald einmal einen ganzen Tag mit ihr spielen. Selbstverständlich wurde ich am andern Morgen um 5 Uhr durch eine Bearbeitung meines Bartes und meiner Nase aus dem Schlaf geweckt. Appelschnut stand an meinem Bett und fragte:

„Wills du heute mit mir spiel'n?"

„Nein, heute noch nicht."

„Wann denn?"

„Bald."

„Morgen?"

„'mal seh'n. Vielleicht."

„O Mamma, Pappa will fürleich morgen mit mir spiel'n!!"

Auf diese Weise wurde auch „Mamma" geweckt.

Appelschnut bewährte sich außerordentlich als Erzieher zum Worthalten. Freilich hätt' ich unter allen Umständen mein Versprechen erfüllt. Denn ich bin gewöhnlich ein Freund vom Worthalten, bin es aber besonders Kindern gegenüber, und das kommt daher, daß mir einmal eine liebe schöne Dame eine kleine Geschichte erzählt hat. Als die liebe schöne Dame noch ein kleines dünnes Mädel war, kam eines Tages in ihr sehr bescheidenes Elternhaus ein ganz berühmter und reicher Onkel. Ach, war das ein Mann und war das ein Fest! So freundlich war er zu allen und so spaßig und war doch ein so berühmter Mann, und das kleine Mädel nahm er auf den Schoß und sagte zu ihm: „Wenn ich wiederkomme, mein Kind, dann kriegst du eine Puppe, wie du sie noch nicht gesehen hast!" Und dann verschwand der Onkel wie

ein Komet und ließ einen sieben Wochen langen Schweif von Glanz und Erinnerungen hinter sich zurück. Es dauerte aber viel länger als sieben Wochen, bis der Komet wiederkam, und da kann sich jedermann denken, wie die Puppe in der Zwischenzeit wuchs und sich veränderte! Immer größer wurde sie, und die Arme und Beine wurden beweglich, und die Augen konnte sie schließen, ordentlich als wenn sie schliefe, und eines Tages fing sie mit einem Male laut an zu schreien, und wenn man genau hinhorchte, dann sagte sie: „Mama! Mama!" Und nach einem Jahre konnte sie gehen und sprechen und essen und mochte keine Milchsuppe und unterschied sich in gar nichts mehr von einem gewöhnlichen Menschen; es war ja doch eine Puppe, wie man sie noch nie gesehen hatte! Und Kleider hatte sie — na! Ordentlich zum Aus- und Anziehen! Hemdchen und Höschen mit Spitzen! Einen seidenen Unterrock, der richtig „Frou Frou" machte! Und das Kleid nach der neuesten Mode, mit Schneppentaille und mit weiten Ärmeln und mit Volants! Und endlich, endlich eines Tages erschien der Onkel wieder am Himmel. „Guten Tag" konnte das kleine Mädchen gar nicht sagen; ihm stak etwas im Halse, und nur die strahlenden Augen grüßten den Onkel. Der reiche und berühmte Onkel war diesmal wieder sehr freundlich, aber auch sehr eilig; das kleine Mädel dachte immer: wo mag er nur die Puppe haben; für die Rocktasche ist sie doch zu groß! — es war aber zu wohlerzogen, um von der Puppe anzufangen. Da trat der Onkel auf sie zu (jetzt kommt's, dachte das kleine Mädel), klopfte ihr leichthin die Bäckchen, als habe er sie noch nie auf dem Schoße gehabt, und dann sagte er „Adieu" und war weg. Und dem kleinen Mädel war, als habe sie der Onkel gerade aufs Herz geschlagen, so daß es gar nicht mehr klopfen konnte.

Ja, aber glaubt denn so ein kleines Mädel, daß so ein großer Onkel an nichts Besseres zu denken hat als an Puppen?! Dem gehen Kreditaktien und Marmorbrüche und italienische Gesandte im Kopfe herum, aber Puppen —? Und die liebe schöne Dame, so groß und schön sie war, hat die verlorene Puppe niemals ganz verwunden. Und ich hab' es ihr damals gleich gesagt und ich sag' es noch heute: Wenn mir der reiche und berühmte Onkel einmal in den Lauf kommt, dann geht es ihm eine Viertelstunde lang hundeschlecht.

Es ist Winterszeit; draußen steht blendendes Schneelicht und umschließt wie eine Mauer die einsame Welt. Bis ins Innerste der Wohnungen glänzt der bläulichsilberne Himmelsfrieden. Wir beginnen das Divertissement mit Puppen- und Mutter- und Kindspielen, dem A und O der Mädchenspiele. Mama Roswitha hat heute drei Kinder: Ursula, Hedwig und mich. Meine Schwestern Ursula und Hedwig sind Puppen; aber ich habe Grund zu dem eifersüchtigen Gedanken, daß sie dem Herzen Appelschnuts mindestens so nahe stehen wie ich. Besonders erregt Ursula meinen Neid, obendrein ein gänzlich abgenutztes Kind, das bei jeder Bewegung Sägespäne verliert und Backen hat, so rissig wie ein altes Nashornfell. Sie wird mir vorgezogen, darauf möchte ich wetten; sie hat freilich auch viel öfter mit ihrer Mama gespielt als ich, und daher mag's kommen. Und nun stellt gefälligst mal einen Professor vor Appelschnut hin und laßt ihn erklären: „Liebes Kind, die Puppe ist nur das Bild eines Menschen, nicht aber ein wirklicher Mensch!" — was, glaubt ihr, würde Appelschnut erwidern, wenn sie ihn überhaupt verstünde? Sie würde lachen und sagen: „Ursula ist gerade so gut ein Mensch wie du." Als unser Junge noch ein Baby war, hatte er eine Puppe, die den für

einfache Zungenverhältnisse passenden Namen „Dadda" trug, und diese Puppe hatte eines Tags aus irgendeinem Grunde keinen Hinterkopf mehr. Als meine Frau nun den ganzen Kopf entfernen wollte, da zeigte sich, daß er so fest auf dem Rumpfe saß wie der Kopf eines Millionendiebes in einem modernen Kulturstaat. Sie ergriff daher einen Hammer und zertrümmerte den Kopf, um ihn stückweise zu entfernen. Aber sie hatte nicht bemerkt, daß unser männliches Baby sie beobachtete, und als der Hammer auf Daddas Kopf niederfuhr, stieß der Junge einen so durchdringenden Schrei aus, daß wir tief erschraken. Wie aus der Brust eines Erwachsenen, so schmerzlich hatte es geklungen. Meine arme Frau hatte nichtsahnend ein beseeltes Wesen erschlagen. Denn Dadda hatte eine Seele gehabt, das fühlten wir nun, eine treue Seele, die durch das große Loch im Hinterkopfe nicht entwichen war.

Sehr merkwürdig ist es nun, daß die erste Tätigkeit, welche Appelschnut an ihren Kindern vornimmt, darin besteht, daß sie sie kämmt, wie denn ja das in der Tat ein erhabener Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit ist, daß auch die unangenehmsten Prozeduren zum Vergnügen werden, wenn man sie an andern ausübt. Und wie indigniert die kleine Mama tut, daß „so große Mädchen" wie Ursula und Hedwig sich schreiend gegen die Toilette sträuben! Noch merkwürdiger aber ist es, daß, als ich nun darankomme und mich artig kämmen lasse und mir einbilde, mir dadurch bei der strengen Mama einen weißen Fuß zu machen, die Mama erst ernstlich unzufrieden wird.

„Ach nein, Pappa, pfui, du muß a u c h schrein!" ruft sie enttäuscht und entrüstet.

Ich heule also wie ein Torpedoboot und bemerke deutlich, daß selbst so brave Kinder wie Appelschnut die Ungezogenheit unvergleichlich interessanter finden

als die Wohlerzogenheit. Das beobachtet man auch, wenn die Kinder Schule spielen. Eine Weile geht das Spiel in korrekten Formen dahin; dann wird ein beweglicher Geist unter den Kindern unverschämt, die Klasse geht sofort zur Meuterei über; die Lehrerin notiert einen „Tadel" nach dem andern; der Lehrer prügelt wie ein Drescherquartett, und die Pädagogik hat begonnen, interessant zu werden.

Da Appelschnut inzwischen Lust bekommen hat, einen Besuch zu machen, so muß ich die für diesen Zweck erforderliche Tante abgeben.

„O ja, Pappa, nich?? Du muß mal aus Spaß die Tante sein!"

„Aus Spaß" ist der Gegensatz von „wirklich"; die ganze Welt zerfällt für sie in eine Welt der Wirklichkeit und eine Welt „aus Spaß".

„O, un hier muß aus Spaß dein Haus sein, nich??"

Sie führt mich in einen Winkel, wo ich zwischen einem Schrank und einem Ofen niederkauern muß. Nachdem sie sodann in ihrem Puppenwagen ihren Töchtern ein Bett gemacht und die Kissen so kunstgerecht aufgeschüttelt und geklopft hat, als hätte sie seit zwanzig Jahren nichts anderes getan, und nachdem sie sich ein buntes Stück Zeug, das „aus Spaß" ein Hut ist, auf den Kopf gelegt hat, macht sie sich mit ihren Kindern auf den Weg zur Tante.

„Lingelingeling!" ruft sie, als sie nahe vor mir steht. Das ist die Türglocke.

„Ah, guten Tag —" ruf ich, werde aber sofort unterbrochen.

„Nein, du muß erst ‚Schließ!' sagen." Das Wort „Schließ" markiert das Türaufmachen. Ich sage also „Schließ", und sie tritt ein.

„Guten Tag."

„Ah, sieh da, guten Tag, Frau Appelschnut —"

„Ach nein, ich bin doch Frau Schmidt!"

„Ach ja, richtig, Frau Schmidt, das ist aber hübsch von Ihnen, daß Sie mich besuchen."

„Ja."

„Und das sind wohl Ihre Kinderchen? Die sind aber niedlich!"

„Ja. — Ich krieg noch 'n Baby, wenn mein Geburtstag is."

„So! — Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz, Frau Schmidt."

„Ja." Sie läßt sich auf ein Stühlchen nieder mit der Miene einer Dame, die sich auf acht Tassen Kaffee einrichtet. Dann aber „fliegt ein Engel durchs Zimmer"; die kleine Frau Schmidt ist noch nicht so weit fortgeschritten, um mit dem Wetter anzufangen. Endlich weiß sie was.

„Was wollen Sie heute kochen?" fragt sie.

„Bohnen mit Speck", sage ich.

„Das mag ich nicht. Ich koch heute Pudding."

„So!"

„Ja. — — Nu muß ich wieder nach Hause."

Frau Schmidt alias Appelschnut alias Roswitha geht also heim und begibt sich an ihre häuslichen Geschäfte. Wer muß das erforderliche Dienstmädchen spielen? Natürlich ich, die grande utilité an diesem Theater.

„Amanda, nehmen Sie den Korb; Sie müssen was zum Mittagessen einholen."

„Jawohl, Frau Appelschnut!"

„Ich heiß doch nich Appelschnut, ich heiß doch Frau Schmidt!!"

„Ach ja, richtig! Was soll ich denn holen, Frau Schmidt?"

„Zucker."

„Wieviel?"

„Für zwanzig Mark."
„Ist das nicht etwas viel?"
„Na ja, für'n Fennig!"
„Ist das nicht etwas wenig?"
„Vater, sag mal, wieviel!"
„Ich heiß doch nicht ‚Vater', ich heiß doch ‚Amanda'!"
„Ach Vaa—te—r — —!!!"
„Na ja: also für fünfzig Pfennige."
„Ja."
„Und was soll ich sonst noch holen?"
„Bonbons."
„Wieviel?"
„Für tausend Bijonen Mark."

Frau Schmidt hat nämlich vier Zahlvorstellungen: Eins, zwei, drei und „tausend Billionen". Sie gebraucht zwar auch andere Zahlen; aber bei denen denkt sie sich nichts. Wenn sie ein größeres Quantum bezeichnen will, so sagt sie „tausend Bijonen". Das ist das liebe, ewige Märchen „Selige Kindheit" oder „Mit drei Schritten in der Unendlichkeit". Frau Schmidt läßt aber mit sich handeln.

„Für tausend Billionen Mark Bonbons ist zu viel. Da kriegen Sie Leibschmerzen, Frau Schmidt."
„Für wieviel denn?"
„Für fünf Pfennige."
„O ja!!"
„Was soll ich sonst noch holen?"
„Mehr nich."

Das heutige Diner umfaßt also Zucker und Bonbons. Angenehme Aussichten.

In diesem Augenblick zerflattert Roswithas hausfrauliches Phantasiespiel in nichts; denn ein großer, blankpolierter Gegenstand ist ihr ins Auge gefallen und hat für den Augenblick die Interessen der Mutter und Hausfrau verdrängt. Es ist die „Bimm-Kommode".

Wer die kindliche Etymologie weniger oft studiert hat als ich, ist sich im ersten Augenblick vielleicht nicht ganz klar über die Bedeutung des Wortes „Bimm-Kommode". Als der schon einmal erwähnte männliche Erbe meines Namens noch im Babyröckchen am Fenster zu sitzen pflegte und von den Dingen der Welt mit dem Staunen der mehr und mehr erwachenden Seele Kenntnis nahm, da sah er eines Abends in der Dämmerung einen Mann daherkommen, der ein kleines Licht auf einer Stange trug, und der Mann steckte das kleine Licht einen Augenblick in eine Lampe hinein, die auf einem eisernen Pfahl stand, und mit einem Male brannte die Lampe ganz hell! Das ist der Lichtmann, sagte sich Erasmus. Und eines anderen Tages kam ein großer, blitzender Ring dahergelaufen und ein kleinerer dahinter, und oben saß ein Mann, der mit den Beinen strampelte. Das ist ein Ringroller, dachte der kleine Weltreisende, und was er dachte, sagte er auch. Und einmal kam ein Wagen mit zwei Pferden daher, und auf dem einen Pferde saß ein Mann, der hatte einen Stock in der Hand, und an dem Stock war eine Schnur, und wenn der Mann mit dem Stock in die Luft hieb, dann knallte es! Ein Knallstock, sagte Erasmus. Und so rief Appelschnut eines Tags, als sie einen Star in den Starkasten schlüpfen sah: „O tuck mal, Mamma, der süße kleine Vogel is in sein Vogelstall gegingt — gegangt — gegungt!" und als sie eines Tages eine Kommode sah, die, wenn man sie aufmachte, eine Menge weißer und schwarzer Zähne zeigte und „Bimm—bimm" machte, wenn man ihr auf die Zähne schlug, da taufte sie das Klavier mit feierlichem Entzücken auf den Namen „Bimm-Kommode".

Appelschnut will also musizieren. Ich lege die Nibelungen-Tetralogie auf den Klavierstuhl und setze sie

oben drauf. Sie schlägt ein dutzendmal dieselbe Taste an und bemerkt, das sei „O Tannenbaum". Dann erklärt sie, das Lied vom „Hänschen klein" spielen zu wollen — es bewegt sich genau innerhalb desselben Tonumfanges. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß auch die schwarzen Dinger Musik von sich geben. Sie spielt jetzt sehr chromatische Sachen. Allmählich kommt sie dahinter, daß es noch mehr Spaß macht, wenn man die ganze Hand, und noch mehr, wenn man beide Hände nimmt und damit so viele Zähne niederschlägt, wie möglich. Aber sie fühlt, daß an dem Vergnügen noch etwas fehle, und jetzt fällt ihr's ein: Die Noten!

„Pappa, nu muß ich auch dabei lesen, nich?"

„Ja, richtig! Das ist ja die Hauptsache!"

Ich hole den dritten Band von Beethovens Sonaten her und schlage ihn auf: Opus 106, Sonate für Hammerklavier. Also los.

Im Notenlesen beschämt sie den gewiegtesten Partiturenleser. Immer nach drei Schlägen aufs Klavier schlägt sie um.

„Pappa, nu muß du auch sing'n!"

Wenn man bedenkt, daß das gereizte Talent des Kanarienvogels sich schon seit zehn Minuten in einem wahnwitzigen Geschmetter Luft macht, so wird man begreifen, daß hier die Vaterliebe ihre Grenze findet. Ich weiß, was sie auf andere Gedanken bringt.

„Appelschnut, woll'n wir Bilder besehen?"

Im selben Augenblick rutscht sie mitsamt der Tetralogie vom Stuhl und etabliert sich auf dem Fußboden.

Bilder müssen genossen werden, indem man bäuchlings auf dem Fußboden liegt und beide Backen in beide Hände legt. So verlangt es Appelschnut, auch von mir. Ein großes, transatlantisches Dampfschiff erregt zunächst ihre Bewunderung.

„O Pappa, kuck mal, was 'n großes Schiff! Das fährt ganz weit, bis nach Berlin, nich?"

„Ja, noch weiter sogar!"

„Oha! Da möcht ich auch 'mal mitfahr'n!"

„Das glaub ich."

„Weiß du noch, Pappa, einmal, da fahrten ... fuhrten wir auch in Schiff, weiß noch?"

„Na natürlich, wie sollt ich denn das nicht wissen!"

„Da war so 'ne ganz, ganz große Elbe!" Sie meint die Ostsee. Meere, Ströme, Bäche und Regentümpel faßt sie zusammen unter dem Namen „Elbe".

„O, eine lekterische Bahn (elektrische Bahn)!" ruft sie bei einem neuen Bilde aus. Es stellt das antike Theater zu Segesta dar. Ihr Bruder hat nämlich eine Eisenbahn mit einem kreisförmigen Schienenweg, und die konzentrischen Sitzreihen des Amphitheaters hält sie für solche Schienen. Noch überraschender ist es, daß sie bei einer Abbildung des Parthenons zu Athen ausruft:

„O Pappa, gerade wie in ßuggologischen Garten, nich?"

„Im zoologischen Garten? Warum?"

„Ja, bei den Löwe sein Bauer, weiß noch?"

Heiliger Parthenon! Deine erhabenen Säulen hält sie für die Gitterstäbe eines Löwenkäfigs. Für die Antike ist sie noch nicht reif. Gehen wir zu anderem über. Da ist ein Blatt mit wunderschön gemalten Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren usw. usw.

„Pappa, das sind doch keine wirklichen Stachelbeeren, nich? Das sind doch bloß ausspaßige, nich?"

„Ja, das sind bloß ausspaßige."

„Junge, ich möcht', das wär'n wirkliche!" Dies Zeichen, wie man sieht, wirkt anders auf sie ein. Auch auf einer Tafel mit Tierbildern weiß sie gut Bescheid.

„O, ein Löwe! — ein Affe! — ein Bär! — Pappa, was is das?"

„Ein Rhinozeros." — Ich beschließe, mir einen Extragenuß zu verschaffen und frage: „Wie heißt das Tier?"

„Ein Cirocenos!"

„Richtig!" Ist das nicht ein Ohrenschmaus? Als sie zwei Jahre alt war, sagte sie statt „Elefant" — „Hameninth". Ihr schlummerndes Ohr hatte nur den Rhythmus bewahrt, hatte nur behalten, daß der Elefant ein anapästisches Tier ist — das übrige machte sie selbst, wie es einem braven Poetenkinde ziemt.

„O, der böse Wolf!" ruft sie plötzlich. „Will er jetz nach die Großmutter?"

„Ich weiß nicht. Ich glaub's wohl."

„Du böser Wolf," ruft sie und prügelt mit ihrem Händchen den Räuber in effigie gehörig durch, „du sollst nich das süße Rotkäpschen auffressen!"

Bei einer Abbildung der deutschen Reichskleinodien zeigt sie auf die Krone und fragt: „Was is das?"

„Das ist die Krone, die trägt der Kaiser auf dem Kopf."

„M!"

„Sieh nur, da sind eine Menge Edelsteine darin."

„M! — Die bekommen die Kinder, nich?"

„Die Kinder?"

„Ja, du weißt doch: der Vater soll ihnen doch Edelsteine mitbringen!"

„Der Vater? Welcher Vater?"

„Der Vater!! — Die Kinder sind doch so ungeschämt un woll'n Edelsteine haben; aber Aschenputtel wollte bloß 'n ‚Zweig von ihrer Mutter Grab' haben!"

„Aaah — Aschenputtel! Jawohl! Verzeihung, Prinzessin Appelschnut; ich vergaß, daß Sie im Märchenlande wohnen."

Die Menschen teilt Appelschnut mit feinem Instinkt

in „Menschen" und „Kinder" ein. Die „Menschen" zerfallen wiederum in „Frauen" und „Onkel".

„Wie heiß der Onkel?"

„Das ist Onkel Beethoven."

„Un der Onkel?"

„Onkel Walderſee."

„Un der Onkel?"

„Onkel —" ja ... darf man den Mann eigentlich Onkel nennen? ... Sei's drum: Die Sonne dieſer Kinderſtube ſoll ſcheinen über Gerechte und Ungerechte; alſo los denn: „Onkel Caracalla."

Nachdem ſie bei einer belvederiſchen Apollobüſte bezeichnenderweiſe gefragt hat: „Wie heiß die Frau?" wird ihre Aufmerkſamkeit durch einen Raben abgelenkt, der draußen mit lautem Schrei durch die winterſtille Luft fliegt.

„Der Rabe rabt!" ſpricht ſie mit andächtigem Blick.

So hör' ich aus ihrem Mündchen einen Gruß aus dem Kindheitsalter der Menſchheit, da die Sprache geboren ward, und fühle vor ihren roſigen Lippen voll Andacht den lautloſen Atem der Jahrtauſende.

Sie blickt noch immer nach draußen und ſagt plötzlich:

„In der Quickbornſtraße war es viel ſchöner als hier."

In der Quickbornſtraße wohnten wir ehemals.

„Warum?" frage ich.

„Da war ſo'n ſchönes Gitter."

Ein ſchönes Gartengitter hat ſie damals glücklich gemacht, und keine Seele hat es geahnt. Um dieſes Gitter haben ſich unbekannte Träume gerankt, frühe, frühe Blumen eines Kinderherzens, die ihre Köpfchen bis zu den goldnen Spitzen des Gitters hoben und hinüberſchauten. Hinter dieſem Gitter hat vielleicht das Paradies gelegen, das ſie nicht wiederfinden

wird, wenn sie einmal an die alte Stätte kommt, das sie suchen wird ihr Leben lang wie wir anderen alle.

„Jetz is doch Winter, nich?" fragt sie.

„Ja, jetzt ist Winter."

„Nach Winter kommt Frühling", erklärt sie mit weisem Gesicht. „Pappa, wann kommt eigentlich Frühling?"

„Bald."

„Morgen?"

„Nein, morgen noch nicht."

„Wann denn?"

„Nach sieben Wochen."

„Is jetz sieben Wochen?"

„Nein, jetzt muß erst Sonntag werden, und dann noch mal Sonntag, und dann noch mal, und dann noch mal, und dann noch mal, und dann noch mal, und dann noch mal, und dann ist Frühling!"

„O ja!" Sie freut sich, als wenn sie ihn schon in der Hand hätte. Und auf dem Boden liegend, die Wangen in die Hände gedrückt, beginnt sie eine aus Reminiszenz und eigener Dichtung gemischte Litanei zu singen:

„Jetz kommt der schöne Frühling,
Dann scheint die liebe Sonne so schön,
Und dann singen die Vögelchenlein,
Und dann spiel'n wir wieder in Garten,
Und dann gibt Rudi mir wieder seine Schaufel,
Und dann graben wir wieder in Garten..."

Es ist ein Kinderlied nach unendlicher Melodie, die aber jäh abgerissen wird durch die Sensationsnachricht, daß der Tisch gedeckt sei.

„Aah — mein gnädiges Fräulein, darf ich die Ehre haben?" Ich reiche ihr herablassend den Arm, sie hakt

ein und hüpft an meiner Seite zu Tisch wie der Hase in den Kohl.

Als die Suppe auf den Tisch kommt, ruft sie mit leuchtenden Augen: „Ei, Kerbelsuppe, das is mein Liebstes!" Es ist ein Glück, daß sie diese Erklärung ungefähr bei jeder Speise abgibt. Selten nur erklärt sie beim Anblick einer Speise, daß sie „solche Leibschmerzen" habe. Wenn meine Frau ihr dann die Speise fortnimmt und sagt: „Dann kannst du ja heute auch kein Obst essen", so versichert sie strahlenden Angesichts: „Jaaa, Mamma, für Obs hab ich kein Leibweh!"

Daß man ihre kleinen Schwindeleien nicht durchschaue, diese naive Meinung, die uns an den Erwachsenen so sehr entzückt, findet man oft schon bei den Kleinen.

Als gebratene Fische auf den Tisch kommen, ruft sie: „Ei, gebrat'ne Schiffe! Mein Liebstes!"

Die beiden Wassertiere „Fisch" und „Schiff" kann sie durchaus nicht auseinanderhalten, und es ist eines der anmutigsten Schauspiele, zu sehen, wie ihre Lippen und ihr Zünglein sich bei diesen Worten in Zweifelsqualen wälzen.

Ich erläutere ihr nochmals mit logischer Distinktion die beiden Dinge und denke dabei: Wer doch so ein aufhorchendes Kinderauge beschreiben könnte! Was müßte das für ein Dichter sein, der den Blick eines Kindes singen könnte! Nach Beendigung meines Vortrages frage ich sie:

„Also was liegt auf deinem Teller?"

„Ein Schfffff—schiff!!!"

„Und was fährt auf dem Wasser?"

„Ein Schschf—fisch!!"

Das wollt' ich nur hören.

Sie bittet inständigst, ihr die Fische mit den Gräten

zu geben, wie sie auch Kirschen, Pflaumen u. dgl. mit den Steinen erbittet. Meine Frau läßt denn auch ein paar riesengroße Gräten in dem Fisch, die Appelschnut nach beendeter Mahlzeit mit großem Stolze vorzeigt. Ein Gefühl, das ich durchaus verstehe. Wenn man drei Jahre alt ist, will man schließlich nicht mehr bevormundet sein wie ein kleines Kind. Bei welcher Gelegenheit man mit der Selbständigkeit anfängt, ist einerlei; aber anfangen muß man mit ihr, das liegt so im Wesen der Selbständigkeit.

Mittlerweile hat die hohe Mittagssonne den Schnee draußen an manchen Stellen weggeleckt, und als ich zufällig hinausblicke, sitzt auf dem Fenstersims ein verfrühter Schmetterling in bang-erwartungsvoller Stille. Ich sage nichts, sondern nehme nur Appelschnut auf den Arm, trage sie ans Fenster und zeige ihr schweigend das stille Wunder. Im nächsten Augenblick wäre sie mir fast aus dem Arm geschnellt wie ein springlebendiger Karpfen.

„Ein Schmeckerling, ein Schmeckerling! Mamma, Mamma, ein Schmeckerling! Trude, Rasmus, Hertha, ein Schmeckerling, ein Schmeckerling!"

Die ganze Familie versammelt sich am Fenster.

„Der is doch wirklich, nich? Das is doch ein gar kein ausspaßiger, nich Pappa?"

„Nein, das ist ein wirklicher lebendiger Schmetterling."

„Ja, ein gebendiger Schmeckerling! Irene, ein gebendiger Schmeckerling!" Ich habe die größte Mühe, sie zu halten; ihr ganzes Körperchen ist Zittern und Jauchzen.

Das ist die erste Freude an den Dingen! Sie hat im Bilde und in der Natur schon Schmetterlinge gesehen; aber die sind verblichen und vergangen wie tausend andere Eintagsfalter aus dem Frühsommer der

Kinderseele. Heut erst erfolgt die formelle Vorstellung zwischen Schmetterling und Appelschnut. Das ist Freude! Das ist die Freude an den Dingen, die noch nicht fragt, was sind uns die Dinge und was sind wir den Dingen — die in jeder Blume ein entdecktes Land sieht und in jedem Steinchen ein persönliches Geschenk.

„Bitte, bitte, süßer Pappa, laß den Schmeckerling mal reinkommen!" fleht die Kleine.

Vaterschaft verpflichtet. Ich mache mich also mit großer Vorsicht daran, den „Frühling" ins Zimmer zu schaffen, ohne daß ich seine Flügel berühre, und es gelingt. Jetzt sitzt er auf dem Tisch unter dem Kreuzfeuer von sieben Augenpaaren.

„Hertha, du muß nich so laut sprechen," flüstert Appelschnut, „das mag er nich hören."

Und jede leise Regung seiner Fühler und Schwingen wird mit unterdrücktem Jubel begrüßt. Dann aber geschieht etwas Großes, etwas unerhört Großes. Der Falter hebt sich auf und setzt sich auf Roswithens Arm.

Nun sitzt sie da, ein erstarrtes Freudebeben. Sie rührt keine Muskel, nur ihre weit offenen Augen gehen behutsam von einem zum anderen. Ihr Glück hat auf ihrem Gesichtchen nicht Platz und strahlt weit darüber hinaus wie ein Glorienschein.

„Er mag mich leiden", spricht sie mit seligem Stolz.

— — — — — — — — — —

Der Schmetterling hat — nach Art der Schmetterlinge — die Dame seiner Wahl verlassen und ist weit fortgeflogen, bis hoch oben auf das Gardinenbrett. Er macht keine Miene, von dort zurückzukehren, und so erkalten allmählich auch Appelschnuts Gefühle.

Da aus der Gewohnheit sich das Recht bildet, so hat Appelschnut das Recht erworben, mich nach dem Essen schlafen zu legen. Sie bekommt bei dieser Gelegenheit nicht selten ein Stück von der Schokolade,

die in einer Tüte auf meinem Schreibtisch liegt. Das Schlafengehen geht so vor sich: ich muß mich vor die Chaiselongue stellen; Appelschnut gibt mir einen Stoß, dann muß ich lang aufs Ruhebett fallen und eine Minute lang schrecklich mit den Beinen strampeln. Ich muß heut eine besonders geniale Strampel-Intuition gehabt haben; denn die ganze kleine Roswitha explodiert in ein wahrhaft beseligendes Gelächter. Und wieder hab' ich es ganz genau beobachtet, daß solch ein Kinderlachen unmittelbar aus dem Herzen hervorbricht. Das Herz springt auf mit einem Knall wie eine Knospe und schüttet siebentausend flügelschlagende Engel aus.

Inzwischen befinden wir uns bereits bei Nr. 2 des Programms; Appelschnut ist zu Pferde gestiegen. Das Pferd bin ich. Die Aufgabe besteht nun darin, die Literatur der Reiterlieder zu durchhopsen, z. B. „Hoppe hoppe Reiter" und „Hopp hopp Reiterlein" usw. usw., eine väterliche Leistung, die nur derjenige würdigen kann, der weiß, was Embonpoint heißt. Dabei gibt es Literaturwerke, die mindestens sechsmal wiederholt werden müssen, z. B.:

Zuck zuck zuck noh Möhlen,
Roswitha sitt op't Föhlen,
Trudel op de bunte Koh
Un Rasmus op'n Swanz bitoo.
Rid wi all noh Möhlen.
„Goden Dag, Froo Möllerin,
Wo sett wi unsen Sack denn hin?"
„Buten op de Trepp,
Mang all de bunten Säck'.
Morgen geiht de Möhl;
Denn geiht se: Rumpumpel rumpumpel
rumpumpel rumpumpel."
(in infinitum.)

Plötzlich hält sie im Reiten inne, macht ein tief nachdenkliches Gesicht und fragt: „Pappa, wie heiß noch man das Lied von den Schwalben?"

Sie meint Chamissos Schwalbengedicht:

„Mutter, Mutter, unsre Schwalben,
Sieh doch, liebe Mutter, sieh:
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie."

Sie gibt nicht eher Ruhe, bis ich ihr das ganze Gedicht vorspreche. Und während ich spreche, muß ich denken: Wer doch den Blick eines Kinderauges beschreiben könnte, diese ruhig strahlende Blume, die ahnungslos unter den überhangenden Felsen des Schicksals blüht. Denselben Blick sah ich einmal, als ich an einem trüben Ostertage durch die traurigen Straßen einer Vorstadt schlenderte. Ein kleiner Knabe ergriff mich beim Rock und sagte:

„Du, kuck mal, ich hab' 'n neue Mütze gekriegt!"

Er mußte sein Glück hinaussprechen, und er vertraute es mir, dem völlig fremden Manne an. Aus einem schmutzigen Gesichtchen lachten mich zwei große Glaubenssterne an. Und der Ostertag wurde licht und schön.

Wenn man nur ein einziges Mal so reden oder schreiben könnte, daß die Worte mit solchen Augen die Menschen ansehen... Dann könnte man sich doch ruhig hinlegen und sterben. — — — — —

Als ich das Schwalbengedicht zu Ende gesprochen habe, atmet sie tief auf und sagt:

„Das is zu hübsch! Das lern' ich mir, un denn zieh ich einfach mein Mantel an un geh in die Schule."

Kinder in diesem Alter haben bekanntlich ein kaum zu zügelndes Verlangen nach der Schule — sozusagen ein mathematischer Beweis für die Naivität dieser klei-

nen Wesen. Dabei hat sie offenbar die Vorstellung, daß man in die Schule gehe, um daselbst zu Hause Gelerntes abzulagern. Sollte das Kind eine Ahnung von unseren Gymnasien haben?

Die Gedanken, welche Appelschnut in dieser Unterhaltung produziert, muß man sich übrigens wohluntermischt denken mit Schokoladegedanken. Betteln darf sie natürlich nicht; aber von Zeit zu Zeit schleicht ein tiefernster Schokoladeblick nach dem Schreibtisch, und dann betrachtet sie mich mit einem Blick, welcher konstatiert: Er merkt noch immer nichts.

Da wir bei der Schule waren, so kommt sie auf den Gedanken, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse auszukramen.

„Soll ich mal ßählen?"

„Ja, zähl' mal!"

Sie zählt; bei „zwei" und „zwölf" und „zwanzig" aber macht sie jedesmal ein verschmitzt triumphierendes Gesicht, als wollte sie sagen: Was sagst du dazu?!! Früher sagte sie nämlich „ßei" und „ßölf"; aber jetzt sagt sie ganz richtig „ßwei" und „ßwölf". Natürlich wälze ich mich vor Bewunderung; als sie aber gar vollkommen richtig „ßweiundßwanzig" sagt, drohe ich zu vergehen. Wie nun aber die jungen Künstler gewöhnlich sind — sie wollen den Gipfel übergipfeln; Appelschnut denkt: Ich muß ihm noch mehr bieten, und mit einem Triumph, der schon an Größenwahn grenzt, fährt sie fort: „Dreiunßwanzig — vierunßwanzig —"

Siehst du, Appelschnut: das war gefehlt. 23 ist keine Kunst mehr; 24 noch weniger. 22 war das Höchste.

Als der Erfolg ausbleibt, erklärt sie mit dem bekannten Primadonnengesicht: „Ich mag nich mehr ßähl'n."

„Warum nicht?"

„Das is so wangleilig."

Folgt eine längere Pause mit einem längeren Blick nach dem Schreibtisch.

Still war es, und mein Ohr hing an Roswithens Munde, die also anhub vom erhabnen Pfühl:

„Pappa, wo wächst eignlich Schokolade?"

„Schokolade wächst gar nicht, die wird gemacht."

„M!"

„Aus so kleinen schwarzen Bohnen, und die wachsen auf einem Baum."

„M! — In Hamburg, nich?"

„Nein, ganz weit weg, in Ländern, wo es viel wärmer ist als bei uns."

„M!"

Wieder Schweigen. Aber mein Mannesherz schmilzt, und ich frage:

„Magst du denn gern Schokolade?"

Das war das befreiende Wort.

„Latürlich!!" ruft sie und illuminiert sofort aus beiden Augen, und auf der strahlenden Stirn steht: „Endlich!"

„Na, dann steig mal vom Pferde und hol' die Tüte!"

Es war getan fast, eh gedacht.

Einen großen Teil dieser Schokolade hat Appelschnut mir gelegentlich geschenkt. Sie kommt oft zu mir herein, wenn ich mitten in der Arbeit bin, um mir ein Stück Schokolade oder ein Bildchen oder eine Puppe, oder ein in ihren warmen Händen längst verwelktes Gänseblümchen zu schenken, und alles muß ich unweigerlich annehmen. Nach dem Gesetze des Stoffkreislaufes kehrt also diese Schokolade jetzt an ihren Ursprungsort zurück.

„Die bewahr ich mir bis Sonntag auf!" ruft Appelschnut.

Diesen „Sonntag", verehrtes Fräulein, hoff' ich ganz bestimmt zu erleben. Dieser „Sonntag" wird nach fünf

Minuten angebrochen, nach acht Minuten zur Hälfte und nach zehn Minuten ganz vergangen sein.

Und als sie ihr Naschwerk empfangen hat, gibt sie mir eilig einen Kuß, sagt „Schlaf wohl" und springt davon. Und das — habe ich immer gefunden — unterscheidet die Kinder von den Erwachsenen. Wenn die ihre Schokolade erreicht haben, bleiben sie immer noch etwas sitzen und reden von Richard Wagner oder von Afghanistan.

Hier folgt nun des Vaters Mittagsschlaf, den der geneigte Leser hoffentlich als einen wohlverdienten anerkennen wird. — — — — — — —

* * *

Vom Baum der Träume fiel mir eine weiche, köstliche Kirsche gerade auf den Mund, und als ich erwachte, war es Appelschnuts Mäulchen, das mich wachküßte.

„Pappa —! Aufwecken —! Kaffee trinken —!" ruft sie in einer Art Nachtwächterton.

„Ich bin aber noch so müde! Laß mich doch noch 'n bißchen schlafen!"

„Nein, mein Liebling, jetz muß du aufstehn, nich? Bis auch mein Engel!"

Sie sagt das mit einer mütterlichen Milde und Zärtlichkeit, daß ich mir wie ein Wickelkind vorkomme.

„Ich kann aber nicht allein hochkommen; du mußt mir helfen!" Sie faßt mich bei den Händen und zieht aus Leibeskräften, und als ich stehe, ist sie fest wie ein Heildiener davon überzeugt, daß sie an meinem Aufkommen schuld sei. Als ich dann kaum einen Schluck Kaffee zu mir genommen habe, erinnert Appelschnut mit ernstem Pflichtgefühl daran, daß wir jetzt „arbeiten müssen". Da ich beim Arbeiten wohl mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab zu gehen pflege, so legt

sie die Hände auf den Rücken und wandert gesenkten Hauptes auf und ab, mit einem Gesicht, als grübe sie nach der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Ich muß natürlich das gleiche tun, und dabei begegnen sich einmal unsere Blicke, und dabei muß es um meinen Mund herum irgendwo unwillkürlich gelacht haben.

„Ach Vaaater!!" ruft sie beleidigt.

„Entschuldigen Sie, Herr Schopenhauer, entschuldigen Sie!" Wir „arbeiten" weiter.

„Nu muß ich auch schreiben, Pappa."

„Natürlich, warum solltest du nicht schreiben?"

Ich muß ihr meinen Armstuhl an den Schreibtisch rücken, sie darauf setzen und ihr Papier und Bleistift geben. Sie macht zunächst eine lange Reihe von n-Strichen; dann fällt ihr ein, daß es auch lange Buchstaben gibt, solche, die nach oben, und solche, die nach unten gehen; sie macht also mit dem Bleistift einige kühne Abstecher nach oben und unten, und schließlich bringt sie sogar etwas wie eine h-Schleife an.

„Pappa, les mal, was da steht!"

„Das kann ich nicht lesen, das ist zu schwer."

„Da steht: Mama is eine süße Deern."

„Richtig, das steht da."

„Was soll ich nu mal schreiben?"

„Nun schreib mal: Appelschnut ist auch eine süße Deern."

„O ja."

Mit derselben Leichtigkeit schreibt sie auch diesen Satz. Dann malt sie mancherlei wurmartige Gebilde, von denen sie mit großer Unbefangenheit behauptet, das sei ein Ofen, und das sei ein Pferd und das sei ich. Dann will sie lesen.

„Aber in Lexikomm!" ruft sie.

Ich hole einen Band „Meyer" herbei und schlage ihn auf bei dem Artikel „Salpetersäureanhydrid".

Sie wirft sich mit dem ganzen Oberkörper auf die Lektüre, und mit dem lächerlich kleinen Zeigefinger die Zeilen gewissenhaft verfolgend, liest sie:

„Eia popeia, was raschelt im Stroh,
Das sind die kleinen Gänselein, die haben kein' Schuh'.
Schuster hat Leder, kein' Leister dazu,
Darum kann er auch den Gänselein keine Schuh' machen."

Und so liest sie noch gar manche Sachen aus dem „Meyer", die noch kein Mensch darin gefunden hat. Als sie auf das Lied: „Ringel Rangel Rosen" stößt, rutscht sie vom Stuhl und hat mich im selben Augenblick bei der Hand.

„Das woll'n wir mal spiel'n!!"

Wir zwei spielen also Ringelreih'n:

„Ringel Rangel Rosen,
Schöne Apfrikosen,
Veilchen un Vergiß man nich,
Alle Kinder setzen sich"

und viele andere schöne Sachen, so viele, daß ich vollauf befriedigt bin.

„Tanz, Püppchen, tanz!
Deine Schühchen sind noch ganz;
Tanzt du sie entzweie,
Kauft der Vater neue."

O du ahnungsloses, grenzenloses Kindervertrauen in die Zahlungsfähigkeit des Vaters! O Kinderschuhe, ihr laufenden Ausgaben! Und doch würde ich Kinderschuhe über Kinderschuhe kaufen, wenn ich mir damit einen Ruhm erwerben könnte wie Buko von Halber-

stadt. Der war im grauen Mittelalter ein mächtiger Bischof, besiegte die Slawen, machte Päpste und Könige und setzte Könige ab; aber wenn er mal ein Mensch sein wollte, dann spielte er mit den Kindern, schenkte ihnen Naschwerk und dachte tief innen, ich meine: so ganz, ganz im Innersten seines streitbaren Herzens sicherlich wie alle großmächtigen Herren: „Dies ist das Gescheitere." Von dem Slawenüberwinder und Königmacher, der den armen Kaiser Heinrich bedrängte, wissen nur ein paar absonderliche Leute, die Geschichte lernen und behalten: von dem Kinderfreund aber singen nach achthundert und noch mehr Jahren zur Abendstunde die Mütter in Katen und Hütten:

„Buko von Halberstadt
Bringt all de lütten Kinner wat.
Wat sall he uns' denn bringen?
Schoh mit goll'ne Ringen,
Denn wüllt wi danzen un springen."

Auf „springen" reimt sich „singen", und indem ich (endlich!) in meinem Stuhle sitze und Appelschnut (vorläufig!) auf meinem Schoße sitzt, singen wir (oft sehr zweistimmig) alles, was in ihrem kleinen Herzen an Liedern wächst. Da heben denn auch jene Lieder ihre Augen auf, die den Hauch der Weihnacht von Winter zu Winter tragen:

„O Pappa, weiß du was?"
„Na?"
„Ich will mal ‚O Tannenbaum' singen!"
„O ja, das tu mal!" Und sie singt:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie kosten deine Blätter — —"

Ich sehe, geneigter Leser, wie diese Version Sie stutzen macht. Gestatten Sie, daß ich Sie durch ein

kleines Labyrinth zur Klarheit führe. Die richtige Lesart lautet bekanntlich:

„Wie treu sind deine Blätter."

Der Begriff der Treue war aber Roswithen fremd. Sie verstand die Zeile dahin: „Wie teuer sind deine Blätter?" und da sie von dieser Zeile nicht den Wortlaut, wohl aber den Sinn behielt, so singt sie jetzt standhaft: „Wie kosten deine Blätter?"

Zu solchen Aufschlüssen zu gelangen, ist natürlich nur der exakten, sorgsam beobachtenden Appelschnut-Philologie beschieden. Ich wette, meine Damen und Herren, Sie ahnen nicht, warum Appelschnut ein Goldstück, das ich ihr zeigte, auf meine Frage, was das sei, als „Silberpapiergeld" bezeichnete. Wollte das Kind einen Währungswitz machen? O nein! Der Appelschnutforscher löst diese Frage mit spielender Leichtigkeit. Schokolade ist häufig in Stanniol eingewickelt, nicht wahr? Dieses Stanniol nennen die Kinder „Silberpapier". Appelschnut hat nun offenbar von allen metallisch glänzenden Gegenständen die Vorstellung, daß sie mit „Silberpapier" überzogen seien. Und so nannte sie das Goldstück „Silberpapiergeld"

Was also wie ein Währungswitz aussah, ist etwas unvergleichlich Schöneres: ein Abirren zweier Kinderbeinchen vom Waldwege ins Dickicht und ein plötzliches Wiederhervorschauen zweier einfaltstillen Augen aus Blatt- und Zweiggewirr, ein Versteckspiel, wie es müdeste Herzen erquicken kann.

Inzwischen haben die Mädchen ihre Schularbeiten beendigt, nur der Junge muß noch übersetzen, daß der Reiteroberst Quintus Fabius mit den Samnitern kämpfte, obgleich Papirius Kursor verboten hatte, daß eine Schlacht geliefert würde — was der Knabe im Interesse seiner menschlichen Bildung natürlich mit

vielen Freuden tut. Und dann ist die Abend- und Märchenstunde da; alles versammelt sich um den Tisch, und meine Frau erzählt eine „Geschichte", heute zum soundsovielten Male mit immer gleichem Erfolge „Rotkäppchen".

Alle Kinder, auch die größten, sind mit den Ohren dabei; nur Appelschnut hört mit Ohren, Augen, Mund und Nase — was sage ich: sie hört mit dem ganzen Körper und mit der ganzen Seele zu. Meine Frau erzählt:

„... Und einmal schenkte ihr die Großmutter ein rotes Käppchen, und weil das kleine Mädchen so hübsch damit aussah, nannten es die Leute nur noch das ‚Rotkäppchen'. Da sagte einmal die Mutter: ‚Komm, Rotkäppchen, hier ist Wein und Kuchen —'"

„O ja!" stößt Appelschnut hervor.

„— — bring's der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und soll sich daran pflegen. Sei aber auch ja hübsch artig —"

„Jaa!!" beteuert Appelschnut voll Andacht.

„Lauf auch nicht vom Weg ab —"

„Nein!" versichert Appelschnut gehorsam. Sie ist immer mitten in der Sache, und als meine Frau auf die Frage des Wolfes: „Wo wohnt denn deine Großmutter?" das Rotkäppchen erwidern läßt: „Eine Viertelstunde von hier, unter den drei großen Bäumen —" da unterbricht Appelschnut:

„So heiß das gar nich; das heißt: ‚unter den drei großen Eichbäumen'!"

Und als die Erzählung zu Ende ist, da ist die Produktivität Roswithens so auf den Gipfel gebracht, daß sie herausplatzt:

„Nu will ich auch mal 'n Geschichte gezähl'n!"

„Hallo, Appelschnut will 'ne Geschichte gezähl'n! Man zu, Appelschnut, man zu!"

Es wird so still, daß man unsere Winterfliege würde atmen hören, wenn sie nicht in diesem Augenblick den Atem anhielte. Ich blicke zufällig zum Kanarienvogel hinauf: er neigt das Ohr und richtet sein kleines schwarzes Auge fest auf Appelschnut.

Und Appelschnut erzählt:

„Ein Jäger gingte still in den Wald. Und da verlierte ... verlorte er sein Schoßgewehr. Und da freuten sich all die Tiere, daß er sie nu nich mehr totschossen konnte."

Dies also ist die Historia vom verlorenen Schoßgewehr von Roswitha der Jüngeren. Sie hat allen, die sie hörten, das Herz erwärmt und ungeheuren Jubel erregt; aber ich halte es wohl für möglich, daß sie der Kritik Gelegenheit zu den scharfsinnigsten Übungen gäbe. Schon daß die Dichterin zwischen den Formen „verlierte" und „verlorte" schwankt (letztere Form ist die richtige), beweist wieder einmal, daß wir gegenwärtig nur einen deutschen Dichter haben: Ibsen. Immerhin ist es merkwürdig, zu beobachten, daß das deutsche Herz mit drei Jahren zu dichten beginnt. Appelschnuts Produktivität zeigt sich auch in der Art, wie sie gehörte Geschichten wiedergibt. Auf allseitiges Verlangen muß Appelschnut die Geschichte von „Hänsel und Gretel" erzählen. Hänsel und Gretel spazieren in folgender Gestalt aus ihrem Köpfchen hervor:

„Also es war einmal ein armer Holzhacker, der hießte Pappa, un seine Frau hießte Mutter. Und sie hatten zwei Kinder, die hießten Hänsel un Gretel. Na, und als es abends war, sagte die Mutter: ‚Wir wollen Hänsel und Gretel in Wald schicken.' Und das tun sie auch. Und da kamten sie an ein Hexenhaus, das war ganz voll Zucker, un voll Kuchen, un voll Schokolade, un voll Mazipan, un voll Kakes, un voll Bonbons un noch viel mehr. Da brachen sie ein Stück

ab, da rieste die Hexe: ‚Wer knappert an mein Häuschen?' ‚Der Wind, der Wind, das himmlische Kind.' Da kam sie raus und sagte: ‚Kommt nur herein, liebe Kinder, ihr sollt Reis mit Zucker un Kaneel haben.' Un da wollte sie Hänsel und Gretel in Ofen stecken, aber da ließen sie es lieber sein un steckten die Hexe in Ofen. Aber die Hexe mögte auch nich in den Ofen sein un da schrie sie — oha, was schrie sie! Ganz doll! ‚Ich will es auch nich wieder tun, ich will es auch nich wieder tun!' Da ließen sie sie wieder raus. Un da gingten sie fröhlich wieder zu ihr Eltern. Un da gingten sie alle in den Wald, un da eßten sie das ganze Kuchenhaus auf."

An dieser schöpferischen Reproduktion ist dreierlei bemerkenswert:

1. das echt epische Verweilen bei dem Baumaterial des Hexenhauses,
2. die humane Abneigung gegen Hexenverbrennung, ein durch und durch unmoderner Zug,
3. in schroffem Gegensatz zu diesem moralischen Idealismus die kühn materialistische Nutzanwendung des Kuchenhauses.

Der gesunde Sinn der Dichterin sagte sich mit Recht: Wozu soll dieses wunderschöne Haus ungegessen im Walde stehen. Allen früheren Dichtern des Märchens ist dieses wichtige Moment entgangen, und so blieb es Appelschnut vorbehalten, den Stoff erst vollends zu bewältigen.

Allgemach hat die Mutter das Appelschnütchen auf den Schoß gezogen und ihr Kleiderknöpfchen und Schuhbändchen gelöst. Der kluge Leser erwartet jetzt den üblichen tränenreichen Widerstand gegen das Zubettegehen. Der kluge Leser irrt sich. Erstens weiß Appelschnut genau, daß dergleichen Bemühungen nutzlos sind. Zweitens ruht ihre ganze Weltanschauung

auf der Grundlage: „Morgen ist es ebenso schön, und so leben wir alle Tage." Und drittens erwachte sie eines Abends spät und rief nach ihrer ältesten Schwester, die den Posten einer Vizemutter bekleidet. Aufrecht im Bette sitzend, mit weit geöffneten Augen sprach Appelschnut zu ihrer Schwester:

„Trudel, fühl' mal nach, ob meine Ohr'n noch da sind!"

Trudel fühlte nach und stellte fest, daß beide Ohren noch da seien. Und Appelschnut warf sich befriedigt ins Kissen zurück, steckte den Daumen in den Mund und entschlief sofort.

Ihr Traum ist Leben und ihr Leben Traum — warum sollte solch ein Geschöpfchen, das noch zwischen Himmel und Erde schwebt und die Wirklichkeit nur erst mit dem Saum seines Kleidchens berührt, warum sollt' es die Welt einteilen in Schlaf und Wachen?

Während des Auskleidens nehmen ihre Augen schon den Ausdruck aus jener anderen, verschwiegeneren Welt des Traumes an...

Augen sind wie Wesen mit eigenem Leben, sind beseelte, bewußte Wesen im Menschen. O, vieles könnten sie berichten vom tiefen Seelengrund, wenn ihnen ein neidischer Gott nicht die Worte versagt hätte. Und ist es nicht immer, als ob Kinderaugen mit Worten reden wollten? Unsere Augen werden müder, je älter sie werden, und geben endlich den Versuch zu reden auf.

„Mamma," ruft Appelschnut plötzlich, „die Diebe sind doch ganz dunkel, nich?"

„Warum meinst du das?"

„Ach — ich meine — die sind doch ganz dunkel, nich??"

„Nein, die Diebe sehen geradeso aus wie andere Menschen."

Die Diebe spielen nämlich in Appelschnuts Phantasie eine Rolle seit einer dunkeln Nacht, in der ein dunkler Ehrenmann ihr Kaninchen stahl. Sie hatte sich so sehr ein lebendiges Tier gewünscht; erst wollte sie mit einem richtigen Pferd spielen, dann mit einer Ziege, und so wurde das Pferd immer kleiner, bis es ein entzückend weißes Kaninchen war. Appelschnut küßte und drückte es mit einer Liebe, die für ein Pferd genügt hätte, und brachte ihm so viel Zärtlichkeit entgegen, daß es selbst dem Karnickelchen zuviel wurde; es sprang ihm mit einem jähen Entschluß vom Arm; Appelschnut fiel ins Gras, und das Nickelchen sprang über ihre Nase hinweg. Appelschnut war ihm anderthalb Minuten lang wirklich böse; dann verzieh sie ihm, und so sprangen die beiden zwei Tage lang durch den Sonnenschein. Am Morgen des dritten aber war das Ställchen leer, und Appelschnut hörte, daß ein Dieb das Nickelchen weggenommen habe. Es zuckte bedenklich um Appelschnuts Mäulchen — da sah sie im Sande ihre kleine Gießkanne liegen.

„O Mamma," rief sie begeistert, „sieh mal: der süße Dieb hat meine Gießkanne nich weggenommen!" — —

Unter den Seligpreisungen der Bergpredigt fehlt die eine: „Selig sind, die dankbaren Herzens sind. Schon unter Menschen werden sie glücklich sein."

Appelschnut und die Philosophie.

Denkt euch einen wunderbaren Sommertag und einen Garten, der mit seinem grünen Rasen, seinen Obstbäumen, seinen turmhohen Kastanien, Akazien und Ulmen in einem Meer von Sonne treibt und dem es vollkommen gleichgültig zu sein scheint, zu welchen Ufern ihn die träumende Flut des Lebens trägt... Denkt euch in diesem Garten eine Laube und in der Laube einen närrischen Menschen, der diesem Treiben widerstehen will und sich verankert hat an schweren, dickleibigen Büchern und an einem Tintenfaß, das wie ein unförmlicher schwarzer Fels aus der Sonnenflut emporragt... Und riesige Ulmen und zarte Syringen und schwebende Schmetterlinge und stille Rosen schwimmen an ihm vorüber und singen im Traume: Uns ist's gleich, wohin es geht. Sie singen natürlich sehr leise; aber er hört es wohl. Aber gottlob hat er strengen Befehl gegeben, daß ihn niemand störe, weil es ein sehr schweres und sehr wichtiges Werk ist, an das er sich festgeschmiedet hat... Und wie er eben über Kants Schematismus der reinen Verstandesbegriffe nachdenkt, schwimmen zwei große, sonnenhelle Augen vorüber und singen: Uns ist's gleich, wohin es geht. Die Augen gehören zu einem Gesichtchen, und das Gesichtchen gehört zu einem kleinen Mädchen namens Roswitha. Der Mann in der Laube hat ihr den Namen Appelschnut gegeben, weil ihr ganzes kinderdummes Fratzchen einmal aussah wie ein runder rotbäckiger Apfel, der weiter nichts zu tun hat, als zwischen

grünen Blättern zu schaukeln, mit der Sonne Versteck zu spielen und zu wachsen. Inzwischen ist der Apfel gewachsen und hat angefangen — was man so nennt — zu denken; er hat sozusagen schon Gesichtszüge bekommen, und zwei emsige Augen sind unaufhörlich an der Arbeit, um Mund und Nase Aufklärung zu verbreiten. Gleichwohl hat Roswitha den Namen Appelschnut behalten, und wenn man erst hört, welcher unerhörten Dummheiten sie noch fähig ist, dann wird man das auch ganz gerechtfertigt finden. So tritt sie jetzt an den denkenden Menschen in der Laube heran und sagt:

„Pappa, wenn wir 'ne neue Wohnung kriegen, mit 'm Garten, mein ich, un mit 'm Birnbaum, un wenn dann welche 'runterfallen — die darf ich doch aufsammeln, nich?"

Was soll nun der denkende Mensch in der Laube dazu sagen? Die Frage steht mit dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe in keinem, aber auch gar keinem Zusammenhange! Er macht denn auch ein Gesicht, das zu der Tiefe seiner Gedanken in keinem Verhältnis steht, und fragt:

„Wie? Was willst du?"

Der Mund und die zwei Augen wiederholen ihre Frage, und mit finsterer Stirn versetzt der Mann:

„Ja, ja — aber du mußt mich jetzt nicht stören, hörst du?"

„Nein", verspricht das kleine Mädel und taucht wieder unter im Sonnenschein. Es sind reine Verstandesbirnen; aber ihr schmecken sie schon.

Kant sagt:

„In allen Subsumtionen eines Gegenstandes unter einen Begriff muß die Vorstellung des ersteren mit dem letzteren gleichartig sein, d. i. der Begriff muß dasjenige enthalten, was in dem darunter

zu subsumierenden Gegenstande vorgestellt wird; denn das bedeutet eben der Ausdruck: ein Gegenstand sei unter einem Begriffe enthalten."

Sehr wahr. Aber die Sonnenflut schwemmt wieder die beiden Augen heran, und unter den beiden Augen klingt etwas wie:

„Pappa, diese Gießkanne kann doch auch 'n Bett sein, nich?"

„Wie? Was?"

„Ach, meine Puppe is jetz schon so groß, un nu kann sie doch nich mehr in der Wiege liegen, nich? Un nu soll sie in Bett liegen, un nu hab' ich doch kein Bett, un nu kann doch auch die Gießkanne mal 'n Bett sein, nich?"

Kann man die Vorstellung einer zerbrochenen Gießkanne unter den Begriff Bett subsumieren? Nein. Aber wer weiß, ob nicht die Gießkanne eigentlich ein Bett und das Bett eigentlich eine Gießkanne oder beide Dinge keins von beiden sind, da wir ja das Ding an sich nicht erkennen können? Also...

„Ja, Pappa?"

„Ja ja, die Gießkanne kann ein Bett sein! Nun sollst du mich aber nicht mehr stören!"

„Nein!" verspricht das kleine Mädel und zerfließt wieder in Sonnenschein.

„Nun sind aber reine Verstandesbegriffe, in Vergleichung mit empirischen (ja überhaupt sinnlichen) Anschauungen, ganz ungleichartig und können niemals in irgendeiner Anschauung angetroffen werden. Wie ist nun die Subsumtion der letzteren unter die erste, mithin die Anwendung der Kategorie auf Erscheinungen möglich, da doch niemand sagen wird: diese, z. B. die Kausalität, könne auch durch Sinne angeschauet werden und sei in der Erscheinung enthalten?"

Ich — der findige Leser wird bereits geahnt haben, daß der geheimnisvolle Fremde in der Laube kein anderer sei als ich — ich also verfolge gerade den Gedanken, daß der Mensch die Kategorie der Kausalität in die Erscheinungen legt, wie Appelschnut ihr Kind in die Gießkanne — als auch schon da, wo das transzendentale Schema sein sollte, wieder die beiden runden Augen sind.

„Pappa, woher kommen eigentlich die kleinen Kinder?"

Ja, das ist auch so ein Fall, wo die Menschen zwei Vorgänge durch Kausalität verbinden, obgleich doch in den Erscheinungen kein Begriff der Kausalität enthalten ist. Es stimmt aber immer.

„Pappa!"

„Ja ja! Das kannst du jetzt noch nicht verstehen; das lernst du, wenn du groß bist."

„M! Nächstes Jahr, nich? Denn bin ich doch groß, nich?"

„Nein, nächstes Jahr bist du noch nicht groß."

„Wie groß bin ich denn nächstes Jahr?"

„So groß vielleicht."

„M. Ich weiß, was ich tu': ich trink' fix Milch, denn werd' ich ganz größer!"

„Ja, das tu nur. Aber jetzt darfst du mich nicht wieder stören!"

„Nein. — — Weiß du was, Pappa?"

„Na?"

„Ich bin Rudi ganz böse."

„So? Warum denn?"

„Wenn ich sag': der Storch soll bei uns 'n Baby bringen, denn sagt er immer: Nein, bei uns, un wenn ich denn sag': Nein, bei uns, denn sagt er immer wieder: Nein, bei uns. Das soll er doch gar

nich, nich? Der Storch soll doch bei uns 'n Baby bringen, nich?"

„Das glaub' ich nicht, Appelschnut. Ich glaube, er bringt eins bei Rudi."

Appelschnut wird sehr nachdenklich. Und dann spricht sie aus der Tiefe ihrer Sehnsucht heraus:

„Junge, ich möcht', das Fenster bleibte mal nachts bei mir offen; vielleich bringt der Storch uns denn 'n Baby, un denn sucht er, wo das kleinste Bett is, un denn legt er das gerade in mein Bett!! Meinst, ich bring' das denn in eure Schlafstube? Nee! Wenn es schreit, denn mach' ich sch—sch—sch—, denn wird es wohl bis morgens ruig sein. Da weck ich euch nich ers um!"

Was soll ich euch sagen, meine Freunde? Bücher, Kant und Tintenfaß sind schon weit, weit fortgetrieben und schwimmen im transzendenten Äther, und mein Kopf treibt wie ein kleiner Kinderkopf auf der Welle des Sommertages und läßt sich heben und läßt sich sinken und summt vor sich hin: Mir ist es gleich, wohin es geht.

Liebe und Ehe! Diese gewaltigen, schreckens- und schönheitsvollen Territorien — man sollte nicht glauben, welchen Raum sie in einem Kinderköpfchen einnehmen und was sie da für harmlos-ebene Fluren sind. Da lösen sich die schwierigsten und verworrensten Dinge glatt und leicht. Schon mit drei Jahren bekundete Appelschnut die Absicht zu heiraten, wenn sie groß sei, und zwar stand es für sie außer allem Zweifel, daß sie einmal ihren Bruder Erasmus heiraten werde. Als ihr dann jemand erklärte, daß man seinen Bruder nicht ehelichen könne, rief sie verzweiflungsvoll: „Wen soll ich denn aber bloß heiraten!" Diese Frage ist inzwischen ihrer Lösung näher gerückt. Rudi, der Nachbarssohn, ein allerliebster kleiner Blondkopf und ihr ständiger

Spielgefährte, hat bis jetzt die meisten Aussichten auf ihre Hand. Aber wer kann dem Flatterſinn der Weiber trauen? Im Seebade lernte Appelſchnut Guſtav kennen, Guſtav aus München. Sie ſehen und ſie lieben war für Guſtav eins. Schon am dritten Tage ihrer Bekanntſchaft trat Guſtav vor ſeine Eltern hin mit der Frage: „Wenn ich groß bin, darf ich doch Roswitha heiraten, nicht wahr?“ und erhielt das Jawort ſeiner Eltern. Auch Roswitha erklärte: „Guſtav ſoll mein Vater werden.“ („Vater“ hier ſoviel wie „Gatte“.) Meine Frau zeigte ſich ſehr beſtürzt und machte ihr ernſtliche Vorhaltungen. „Was iſt das?“ rief ſie aus. „Guſtav ſoll dein ‚Vater‘ werden? Was wird denn aus Rudi? Ich denke, der ſoll dein ‚Vater‘ werden!“

Appelſchnut ſchürzte verächtlich die Lippen.

„Der will ja was anderes werden! Der will ja Eiſenbahnmann werden.“

Dieſelbe Auffaſſung wie vom Vater ſein hat ſie löblicherweiſe auch vom Mutter ſein; ſie betrachtet es als Beruf. Aber — und hier muß ich nun leider dem „Verein zur öffentlichen Hebung der Moralität bei den Mitmenſchen“ einen furchtbaren Schreck einjagen — ſie betrachtet das Ideal des Mutterwerdens vollkommen unabhängig vom Heiraten. Sie hat lange geſchwankt, ob ſie Schneiderin oder Mutter werden wolle. Schneiderin, wenn man's bedenkt, iſt ja ſehr ſchön: man kann ſein ganzes Leben lang Puppenkleider machen. Was Wunder, daß Roswithen daher ein Stein vom Herzen fiel, als ihre Mutter ihr eines Tages erklärte, daß ſich beides ſehr wohl vereinigen laſſe.

„O ja!“ rief Appelſchnut glückſelig. „Was werd' ich denn erſt, Mamma?“

„Na, zuerſt wirſt du wohl Schneiderin.“

„O ja, un denn werd' ich Mutter! Geradeſo wie

Fräulein Annie, nich? (Fräulein Annie ist unsere Schneiderin.) Die is auch Schneiderin, un nu wird sie bald Mutter, nich?"

Meine Frau hatte Mühe, ihr die Richtigkeit dieser Folgerung auszureden und Fräulein Annies Ruf vor Schaden zu bewahren.

Ach, armer Gustav aus München, deine Sachen stehen schlecht. Du kannst nicht täglich zur Stelle sein, um deinen Vorteil wahrzunehmen, wie Rudi. Da kommt er um die Ecke durch den Garten geschlendert; sein goldblonder Lockenkopf ist wie Sonnenfunken, die sich auf grünem Meeresspiegel wiegen. Roswitha eilt jubelnd davon und umschlingt ihren Rudi, dem sie ganz böse ist.

„Mein süßer Rudi!"

Rudi ist ein männlich-herber Charakter; er erwidert nur mit einem halblauten „—switha?" Er ist überdies wieder mit einer Untersuchung beschäftigt. Er hat irgend etwas in der Hand, das er, wie alles, was er Auffallendes findet, beguckt, befühlt, behorcht und endlich mit der Zunge prüft. Er ist eine ausgesprochene Gelehrtennatur und führt mit Appelschnut zuweilen sehr tiefsinnige Gespräche. So hat er ihr unter anderem die Überzeugung beigebracht: wenn ein Regenwurm sterbe, dann gebe es Regen. Er verfügt denn auch schon über einen angemessenen Gelehrtenstolz. Eines Tages fragte er seine erwachsene Schwester:

„Du, Sabine, was war das man noch, was in der Schachtel von der Apotheke war?"

„Pulver."

„Nein!"

„Pillen?"

„Nein!!"

„Kapseln?"

„Ja, aber was war das man noch?"

„Junge, ich verstehe dich nicht."

„Was so ist!" Und er zeichnete auf ein Stück Papier ein länglich rundes Etwas.

„Ein Ei?"

„Nein!!!"

„Ach — meinst du vielleicht eine Ellipse?" fragte die Schwester zweifelnd.

„Ja, eine Ellipse!" schrie Rudi, und im nächsten Augenblick war er im Garten bei Appelschnut.

„Roswitha, weißt du, was 'ne Ellipse ist?"

„Nee", versetzte Appelschnut mit herzlicher Entschiedenheit.

„O Roswitha," rief Rudi mit Entrüstung, „wie bist du dumm! Du weißt nicht mal, was 'ne Ellipse ist!"

Da Appelschnut nun einen Gefährten hat, ist der Grund für mein Nichtstun eigentlich hinfällig, und ich versuche denn auch, das transzendentale Schema wieder in Sicht zu bekommen und zu entern. Zu meiner großen Freude werde ich aber bald durch ein erregtes Gespräch wieder gestört.

„Ich bin doch älter", ruft Rudi.

„Nein!"

„Doch!"

„Nein! Sieh mal, du bis doch fünf, nich? Un wenn wieder Sommer is, denn is mein Geburtstag, un denn bin ich auch fünf."

„Denn bin ich sechs", versetzt Rudi mit schnöder Kälte.

„Nein!"

„Doch!"

„Denn wer' ich auch sechs!"

„Denn werd' ich sieben."

„Pfui, Rudi! — Pappa, Rudi will immer älter sein als ich!" Sie ist dem Weinen nahe.

„Ja, Schätzchen, das ist nun einmal so. Dagegen ist nichts zu machen."

„Er soll aber nich älter sein!"

„Dscha —!"

Damit ist der eheliche Zwist wieder da. Jede Überlegenheit gesteht sie ihm zu; nur daß er älter und größer ist als sie, das ist für ihr Kraftbewußtsein ein unverwindbarer Schmerz. Empfand es doch ihre dreizehnjährige Schwester noch mit einem sanften Neide, daß ihr Bruder größere Stiefel tragen dürfe als sie; war sie doch überglücklich und stolz, als der Schuhmacher endlich erklärte, Kinderstiefel paßten ihr jetzt nicht mehr, sie müsse jetzt „Damennummer" tragen. Irr' ich mich nicht, so kommt im Leben der Frauen eine Zeit, wo diese Schmerzen verstummen.

Rudi ist zur Rechten gegangen und Appelschnut zur Linken. Wenn aber Rudi sich einbildet, daß Appelschnut um einen Spielgefährten verlegen sei, dann irrt er sich: sie tanzt mit ihrem Schatten. Mit wunderlichen Kapriolen springt sie umher und bemerkt mit Vergnügen, daß der schwarze Schalksnarr ihr alles nachmacht. Sie scheint diesen Kameraden, des Menschen getreusten Gesellen und Persifleur, erst heute so recht kennenzulernen.

„Was machst du denn da?" frag' ich sie.

„Ich spiegel mich in der Erde."

„So!"

Im nächsten Augenblick schießt sie wie ein Pfeil in die äußerste Ecke des Gartens. Eine Henne auf ihrem Beet! Auf Appelschnuts Blumenbeet! Diese Keckheit!

„Hast du sie weggejagt?"

„Ja. Die kommen immer wieder, die sind so frech, die Hühner! Aber wenn sie nu wiederkommen, weiß, was ich denn tu?"

„Na?"

„Denn schleich' ich mich ganz leise hin un denn mach' ich mit einmal ‚Huuu!!!' Denn meinen sie, ich bin 'n Tiger, un denn werden sie bange un laufen weg."

Man darf hieraus jedoch nicht schließen, daß Appelschnut ein Tigerherz im Busen trüge. Eines Tages lief sie mit meiner Frau um die Wette. Nach wenigen Schritten blieb sie stehen und ließ ihre Mutter ans Ziel gelangen. Meine Frau markierte einen großen Siegesjubel. Appelschnut aber wandte sich heimlich zu mir und sagte mit listig-lustigem Augenzwinkern: „Ich wollt' ihr mal 'ne Freude machen!"

Sieht das einem Tiger ähnlich?

Und als sie eines Tages auf meinem Schreibtisch eine Tüte bemerkte, da fragte sie vorsichtig:

„Was hast du mir man noch versprochen?"

„Was ich dir versprochen habe? Das weiß ich nicht."

„Das fängt mit'n ‚i' an."

„Fängt mit einem ‚i' an? Was ist das?"

„'n Bonbon!!"

Ach soo! Das wird wieder eine verbesserte Orthographie sein! Sie erhielt also einen Hustenbonbon; als sie aber mit dem Bonbon im Schnabel davongesprungen war zu ihrem Rudi, kam sie nach einigen Minuten wieder und rief:

„Du, Pappa, weiß du was? Rudi hat noch nie in sein ganzes Leben geschmeckt, wie 'n Hustenbonbon schmeckt!"

Da aber der Vorrat an Bonbons erschöpft war, so konnte dem Erkenntnisdurste Rudis des Forschers kein Genüge geschehen. Als Appelschnut jedoch drei Tage später wieder einen Hustenbonbon bekam, war sie in drei Sprüngen an der Tür.

„Wo willst du denn hin?"

„Rudi bringen! Du weiß ja doch!"

Ich frage euch: welcher Tiger tut denn das? Wel-

der Dichter bringt einen Lorbeerkranz, der ihm gehört, zu seinem Kollegen und sagt: „Da, nimm du ihn!?" Es kommt ja wohl vor, aber gewiß nicht oft.

Ich hebe wieder den Blick und sehe die beiden tief Entzweiten in inniger Umschlingung auf dem Rasen sitzen und angelegentlichen Spieles pflegen. Und habt ihr einmal zugesehen, wenn zwei Kinder an einem Sommertage auf grünem Rasen unter Bäumen spielen? Habt ihr bemerkt, daß gleich die Sonne dabei ist und mitspielt, sie am Öhrchen zupft, ihnen die Locken durcheinander wirrt, die Hand auf den Kopf legt und ihnen tief in die Augen schaut? Habt ihr bemerkt, daß die Gräser und Blumen sich recken und einander über die Schulter sehen, um zuzuschauen, und daß die alten Ulmen und Kastanien sich innerlich — natürlich nur innerlich — schütteln vor Lachen und einander mit den Zweigen anstoßen und flüstern: Du, schau mal die beiden an!? Und nicht zu vergessen die Vögel! Kinder und Vögel sind Geschwister; sie sind des gleichen warmen und behenden Bluts. Darum hüpfen und springen und zwitschern in gemessenem Umkreis alle geflügelten Gäste unseres Gartens mit, wie fremde Kinder, die anfangs von ferne zuschauen und sich nicht ganz herantrauen, aber endlich mit fortgerissen werden in den Kreis der Freude.

Ja, Appelschnut ist gewiß ein Geschwister der Vögel; sie geht eigentlich nie; sie hüpft und tanzt ihre Lebensbahn dahin. Auch jetzt kommt sie herangehopst, und während sie mit mir spricht, tanzt sie ununterbrochen vor mir herum.

„O Pappa, wir spielen so fein!" (Hops, hops!)

„Ja? Was spielt ihr denn?"

„Wir spielen Schutzmann un Dieb (hops!). Rudi is der Schutzmann (hops!), un ich bin der Dieb (hops!). Un denn fragt er mich erst, wie ich heiß' (hops!), un

denn, wo ich wohn' (hops!), und denn (hops!), was ich gestohlen hab'. Un denn sag' ich das immer schnell, sons hält er mich fest, un das mag ich nich (hops!). Du mags doch auch nich so lange beim Schutzmann sein, nich Pappa?" (hops, hops!).

„Nein, das mag ich auch nicht."

„Weißt du was, Pappa?"

„Na?"

„Wenn nu wieder Weihnach'n kommt, denn woll'n wir es mal in Garten feiern, nich?"

„Das wird wohl nicht gehen, Appelschnut."

„Worum nich?"

„Weihnachten ist im Winter, und dann ist es kalt draußen, und dann liegt der Garten voll Schnee."

„Och, man zu, Pappa, laß es Weihnach'n mal ganz warm sein!"

Wundert's euch, daß Appelschnut mir solche Dinge zutraut? Kinderseele ist Märchenland. Wollte sie doch einmal geraden Weges über die Ostsee gehen und die untergehende Sonne holen. Das Kindermädchen hatte gesagt: „Geh nur hin und hol' sie!" — Da stand Appelschnut schon mit Stiefeln und Strümpfen bis an die Knie im Wasser, gläubiger als Petrus, da ihn der Herr auf den Wellen gehen hieß, aber auch nasser. Inzwischen ist Roswitha ein paar Jahre älter geworden, und am Strande der Nordsee hatte sie diesen Sommer schon geographischere Gedanken. Sie war dabei, mich bis an den Hals mit Sand zu bedecken, und ich glaubte sie ganz mit diesem Vorhaben beschäftigt, als sie plötzlich nachdenklich übers Meer blickte und mich fragte:

„Wo is eigenlich Amerika?"

Ich zeigte nach Westen, wo immer etwas Amerika liegt.

„Ich seh nix", sagte Appelschnut.

„Das kannst du auch nicht sehen, das ist ganz weit weg. Wenn man dahin will, muß man zehn Tage lang mit einem Schiff fahren und auf dem Schiffe essen und trinken und wohnen und schlafen — zehnmal schlafen!"

„Uuuha!!"

„Ja."

„Ich mag aber nich in Amerika sein."

„Nein? Warum nicht?"

„Da sind J—aner."

„Ja, Indianer sind freilich da."

„Die fressen Menschen."

„Ach nein, das tun sie wohl nicht. Es sind auch noch viele andere Menschen da, ebensolche wie wir."

„Ja, die kämpfen sich mit den J—anern."

„Ja, mitunter; aber immer kämpfen sie nicht."

„Nein! Sie müssen ja auch mal was essen!"

Nach einer Weile entrang sich ihrer Brust ein sehnsüchtiger Seufzer:

„Junge, ich möcht', ich könnt' fliegen!"

„So?"

„Ja, wenn denn 'n Menschenfresser kämte, denn flögte ich einfach auf 'n Baum."

„Ja, aber hier bei uns gibt es ja gar keine Menschenfresser."

„Nein! Wenn hier 'n Menschenfresser herkommt un er will mich auffressen, denn sag' ich das einfach zu'n Schutzmann, denn bringt er ihn auf die Wache, nich? Das muß er doch auch, nich? Wenn er Menschen frißt, denn is er doch ungezogen, nich?"

„Sehr ungezogen!"

Ich hänge noch der Erinnerung an jenes Strandidyll nach und sehe stillen Herzens, wie mein sonnengoldener Garten weit ins grüne Sonnenmeer der Nordsee entschwimmt und verschwimmt — als ich schon

wieder durch laute Klagerufe aus meinen Träumen aufgejagt werde. Appelschnut mit ihrer Puppe Ursula auf dem Arme kommt weinend und in großer Erregung herbeigestürzt.

„Pappa huhuuu, nu spielen wir so schön Mutter un Kind huhuuu, un ich bin die Mutter huhuuu, un Ursula ist das Kind huhuuu, un nu will Rudi nich der Vater sein huhuuu —"

„Ja — das ist ein schwieriger Fall. La recherche de la paternité est interdite!"

„Huuu, was sagst duuuu?"

„Ja, das war Französisch, das kannst du noch nicht verstehen."

„Doch, huuu, das kann ich doch, huuu!"

Alles darf man Appelschnut sagen, nur nicht, daß sie etwas nicht könne. Sie kann tatsächlich sich selbst das Kleidchen anziehen und die Stiefel zuknöpfen. Und wenn man sie nur gewähren ließe, dann könnte sie noch viel mehr: durchgegangene Pferde einfangen, Wagners Tristan und Isolde spielen, Eisenbahnwagen schieben und Seezunge à la Richelieu zubereiten. Ja, als Rudi sie eines Tages wieder eigensinnig und schnöde verlassen hatte, wie Theseus die Tochter des Minos, und ich heimlich zu meiner Frau sagte: „Sie weiß noch nicht, wie man Männer fesselt", da rief sie eifrig: „Doch, das kann ich doch!" — denn hören kann sie auch. Sie weiß zwar nicht, was „Männer fesseln" ist; aber sie k a n n es.

„Also Französisch kannst du auch, Roswitha?"

„Ja huhuuu!"

„Was kannst du denn?"

„Ich kann huhuuu französisch zähl'n huhuuu!"

„Ach, dann zähl' doch mal, das möcht' ich auch lernen!" Ich suche ihr Taschentuch, find' es auch, aber in keinem geeigneten Zustande. Sie scheint den Garten

damit rein gemacht zu haben. Ich trockne ihre Tränen also mit meinem Tuch, und schluchzend und mit einem ergreifenden Leidensgesichte zählt sie französisch.

„Öng, döng, tröng, kratter, ßäng, ßieß!"

„Wahrhaftig, Appelschnut kann Französisch!" Ich versuche, es nachzumachen, und stolpere dabei entsetzlich über sämtliche Sprachwerkzeuge. Und Appelschnut lacht; ausschütten will sie sich vor Lachen! Also lachen kann Appelschnut auch, lachen, wenn noch ein dicker Tropfen im Augenwinkel sitzt! Appelschnut, du kannst viele Künste; aber in einer Sekunde weinen und lachen, das ist doch deine schönste Kunst.

„So, jetzt geh nur wieder und spiel', und wenn Rudi nicht will, dann laß ihn laufen; er kommt von selbst wieder. Darum mußt du nicht gleich weinen."

„Nein", versetzt sie mit nachdenklicher Zustimmung. „Er is ja noch so klein un dumm; er weiß das noch nich besser."

Und als getröstete Strohwitwe hüpft sie davon — Rudi hat sich seinen Vaterpflichten durch die Flucht entzogen und ist nicht mehr zu erschauen.

Ich werde mich nun doch wieder an die Arbeit begeben. Eigentlich gehört es sich doch durchaus nicht, daß ein erwachsener, großjähriger Schriftsteller einen ganzen Tag mit Kindern verspielt.

Mit großer Mühe und Sorgfalt schlage ich meine Bücher wieder auf. Da trifft mein Ohr ein seltsam, wundersam lockender Ton.

„Komm?! Komm?!" ruft eine zarte, schmeichelnde Stimme.

Ich blicke auf und sehe Roswitha vor einem Blumenbeete hocken. Ich nähere mich unbemerkt.

„Komm?! Komm?!" ruft sie liebevoll, wie man einem Hund oder einer Katze ruft, die sich nicht herangetrauen. Endlich entdeck' ich, daß ihr schmeichelnder

Ruf einem Schmetterlinge gilt, der auf einer Blume sitzt. Jetzt bemerkt sie mich.

„Pappa," ruft sie, „dieser Schmetterling is'n komischer Mensch! Ich ruf' immerlos, er soll kommen; aber meinst, er kommt? Rührt sich ganich!"

„Ja — das kann ich ihm nicht verdenken."

„Pappa, krieg' ihn mal!"

Nee, fällt mir nicht ein. Ich bin doch keine Zensurbehörde.

„Man zu, Pappa!"

„Er mag nicht gefangen sein, Appelschnut. Du magst doch auch nicht in der Waschküche eingesperrt sein, nicht wahr?"

„Man zu, Pappa, ich will ihn auch ganich in die Waschküche einsperr'n —"

Inzwischen kommt Rudi herbeigesprungen mit einer großen, frohen Kunde. Polly hat sich wiedergefunden! Polly ist wieder da!

Darüber vergißt Appelschnut alle Schmetterlinge der Welt!

„Wo ist er? Wo? Wo?"

„Da unterm Strauch", sagt Rudi.

Richtig! Ganz tief unter den Rhododendron hat der Schalk sich versteckt! Acht Tage lang hat er dagesessen und sich nichts merken lassen! Und dabei sieht er uns mit seinen klugen Pudelaugen an, als ob gar nichts geschehen wäre. Drei Tage lang haben Rudi und Roswitha ihn gesucht, und der Strolch hat sich nicht vom Platze gerührt, obgleich er vier Räder unterm Leibe hat! Ist das ein Schlingel! Welch ein Wiedersehen! Welch ein Küssen und Drücken und Umarmen und Streicheln!

„Du hast Polly wohl sehr lieb, Appelschnut!"

„Ja!" seufzt sie in tiefer Andacht.

„Wen hast du denn mehr lieb, Polly oder mich?" frage ich sie.

Sie denkt einen Augenblick nach.

„Beide gleich", versetzt sie.

Ich kehre geknickt zu Immanuel Kant zurück. Was bleibt uns nach solchen Enttäuschungen Besseres als die Philosophie?

Und es wird eine große Stille. — Eine lang andauernde Stille. — Eine unheimliche Arbeitsstille. — Ich werde schließlich doch wohl nicht umhin können, die transzendentalen Schemata reiner Verstandesbegriffe nach der Ordnung der Kategorien Revue passieren zu lassen. Also:

„Das reine Bild aller Größen (quantorum) vor dem äußeren Sinne ist der Raum —"

Diese Stille aber erscheint mir höchst bedenklich. Diese Stille stört mich. Wenn zwei Kinder im Garten sind, muß man doch etwas hören!! Ich höre aber nichts!! Das ist verdächtig. Wenn Kinder still sind, so ist das stets verdächtig. Ich muß unbedingt einmal nachsehen. —

Aber ich finde sie nicht. Zu sehen sind sie auch nicht. Das ist mehr als verdächtig. Plötzlich hör' ich in meiner Nähe gedämpftes Sprechen — holla: der Wigwam! An den hab' ich ja gar nicht gedacht! Appelschnuts Bruder Erasmus hat mit einer anderen gelegentlichen Rothaut zusammen einen Wigwam aus Holzstangen und Fußmatten errichtet. In diesem Wigwam hocken Rudi und Roswitha innig vereint wie Paul und Virginie. Paul ist Krämer und verkauft schwarze Gartenerde in Tüten; Virginie bereitet diese schwarze Gartenerde mit ausgiebigen Quantitäten Wasser zu einem reichlichen Mahl für Polly. Und da der Raum im Wigwam, wie man sich denken kann, beschränkt ist,

so hat Virginie mit einem Teil ihres Körpers und mit ihrer weißen Schürze in der Suppe Platz genommen.

„Appelschnut —! Allmächtiger! Wie siehst du aus!"

Die beiden machen ein Gesicht wie Adam und Eva, als sie „die Stimme des Herrn im Garten hörten" und das Paradies verloren war. Appelschnut macht Augen von einem unerhörten Durchmesser und studiert andauernd mein Gesicht: Ist er wirklich böse, oder tut er nur so. Es ist ihr dabei offenbar nicht bekannt, daß sich um ihr rechtes Auge ein großer, kräftig gezeichneter Ring von Gartenerde zieht und wie ein Monokel ausschaut.

„Aber Appelschnut — was wird die Mama sagen!"

Hier muß ich einschalten, daß nämlich dies der einzige Punkt ist, in dem unsere elterlichen Erziehungsprinzipien auseinandergehen. Meine Frau dringt auf unentwegte Reinlichkeit und hat recht damit; ich aber habe für die Wäsche nicht zu sorgen und urteile deshalb weit großherziger. Für mich hat ein Gesichtchen, das mir eifrig eine Geschichte erzählt und dabei nicht ahnt, daß unter dem Näschen ein furchtbarer Schnauzbart sitzt, etwas unendlich Rührendes in seiner naiven Schmutzigkeit. Ich finde die mancherlei Arten von Tätowierung, die dabei vorkommen, so unendlich interessant! Man bekommt immer neue Dessins zu sehen! Wie köstlich wirkt auf solch einer rot und weißen Wange ein Schönheitspflästerchen, wie hebt es den Teint, vorausgesetzt, daß noch Teint zum Heben vorhanden und nicht alles Schönheitspflästerchen ist! Wie geheimnisvoll erscheint auf solch einer kleinen Stirn der genaue Abdruck von fünf aufwärts gerichteten Fingern, und — das ist das Herrlichste —: wie pikant, wie punktualistisch pikant ist ein unbewußter Fleck gerad auf der Nasenspitze! Das gibt dem ganzen menschlichen Fünfundzwanzigpfünder etwas Unternehmend-

Übermenschliches, etwas Erobererhaftes, das bereit ist, mit der Nase voran durch allen Staub und Schmutz der Welt zu gehen...

Aber du wirst doch hinein müssen in die Wäsche, Appelschnut! Das ist das Los des Schönen auf der Erde! Ich ziehe sie aus dem Wigwam hervor und kann, wie ich sie vollends besehe, nicht umhin, abermals auszurufen: „Appelschnut, mein Gott, wie siehst du aus!"

„Och, das is nich so schlimm!" meint sie. „Das kann mal spazier'n (passieren)!"

„So! Das erzähl' nur der Mama! Laß dich nur ja nicht vor den Leuten sehen!"

„Och, das schad't nix! Ich genier' mich nich so!"

Appelschnut, das ist sehr großzügig von dir gedacht; aber wir müssen doch hinein vor das Oberschürzengericht. Ich gehe mit als Rechtsbeistand und werde auf Freisprechung, mindestens aber auf mildernde Umstände und Anrechnung des Monokels plädieren.

Die Affäre läuft denn auch recht glimpflich ab; die „Mamma" muß sich auch auf die Lippen beißen, und ein Richter, der sich auf die Lippen beißt, hat seine größten Schrecken verloren. Leider aber zeigt sich bald, daß Appelschnut noch etwas Schlimmeres auf dem Kerbholz hat.

Vor dem offenen Fenster der Speisekammer, als welche im Keller gelegen ist, stand in der Kühle des Morgens eine Schüssel mit Apfelmus, bestimmt, die Freuden des nächsten Diners zu erhöhen. Als indessen die Magd die zierlich bemalete Schüssel stellen wollt' auf den Tisch zur leckeren Freude der Herrschaft, siehe, da fand sie entsetzt im köstlich-goldenen Breie langgezogene Spuren von einem gefingerten Tiere. Appelschnut, Appelschnut! Die Suppe im Wigwam beschmutzte nur dein Gewand; aber dieses Apfelmus be-

fleckt dein Inneres! Der Verbrecher wird — wie es in den Zeitungen heißt — mit seinem Opfer konfrontiert und erkennt bleich und schlotternd die Handschrift im Apfelmus als die seinige an.

„Hat Rudi mitgenascht?"

„Ja."

„Wer hat denn zuerst gesagt: Wir wollen mal von dem Apfelmus essen?"

„Ich."

Ist es nun nicht ein Jammer, daß man sie dafür nicht küssen darf? Im Gegenteil: man muß ihr noch das Kompott entziehen; denn der Mensch, der sein Apfelmus antizipiert, der hat es gehabt: das ist Naturgesetz. Wenn wir Erwachsenen uns als Anstifter zu einer Schandtat bekennen — ich sage ja: wenn wir es tun —, dann haben wir als Kompott doch wenigstens das süße Gefühl einer anständigen Handlung. Nicht einmal das hat Appelschnut! Wenn ich sie jetzt küsse, bezieht sie es auf die Apfelmusprobe! Weil ich aber nicht leiden kann, daß eine schöne Tat unbelohnt bleibe, und weil ich dem „Verein zur öffentlichen Hebung der Moralität bei den Mitmenschen" so schrecklich gern eins vor die Magengrube versetze, deshalb sei hier der edlen Handlung Roswithens ein Denkmal gesetzt in den Worten:

Appelschnut,
am Tage, da du vom Apfelmuse stahlst, obwohl du vom Apfelmuse stahlst, warst du ein riesig anständiger Kerl.

Leider verfehlt die Strafe der Apfelmusentziehung jeden Effekt, weil noch während des Mittagessens ein unvergleichlich stärkerer Reiz in Appelschnuts Seele fällt. Was kann das sein? Was ist stärker als Apfelmus und Schlagsahne, Schokolade und Fruchtbonbons?

Ich will es euch sagen, mit einem Worte will ich es euch sagen, mit einem Worte, das nur vier Laute enthält. Und wenn ich es gesagt habe, werdet ihr mir alle zustimmen. Wie also heißt das, was stärker ist als Ananaspralinés und Kirschentorte? Es heißt

„Sand".

Schon während der Suppe kommt die Kunde, daß der übliche Lieferant soeben eine Ladung Sand gebracht habe und die große Sandkiste im Garten bis an den Rand gefüllt sei. Von jetzt an sitzen Roswitha und Herta nur noch halb auf dem Stuhle, und Schuberts Müllerbursche mit seiner „Ungeduld" ist gegen sie ein phlegmatischer Niederländer. Die Größeren wahren schon mehr die Dehors; denn eigentlich ist ja der Sand ein Spielzeug „für die Kleinen". Während des Nachtisches hängen zehn Augen an unseren Gesichtern, um den die Tafel aufhebenden Blick aufzufangen. Als ich von dem Satze: „Ihr könnt jetzt hinausgehen", das Wort „ihr" gesprochen habe, stauen sich bereits drei in der Türöffnung, die zugleich hinaus wollen.

Draußen angelangt, schwingt sich Roswitha in die Sandkiste, umarmt eine möglichst große Menge des köstlichen Stoffes und ruft: „Mein süßer Sand, bist du da? Du bist mein geliebter Sand!" Herta beginnt mit dem Kuchenbacken; Irene läßt den Sand durch die Finger gleiten, und Gertrud und Erasmus stehen mit wohlwollendem Interesse, aber entschieden mit Haltung dabei; denn schließlich ist ja der Sand ein Spielzeug für die Kleinen. Ich weiß nicht, welche geheime Naturkraft hier waltet: aber nach zehn Minuten sind noch drei Nachbarskinder bei der Sandkiste, darunter ein Fünfzehnjähriger mit einer Baßstimme, sieben feinen schwarzen Härchen auf der Oberlippe und Ironie in den Blicken. Mit den Händen in der Tasche

und einem Anflug von Großjährigkeit um die Mundwinkel, blickt er auf den Sand herab und sagt: „Wie die kleinen Krabben sich amüsieren!“ Die übrigen Großen schließen sich seiner gereiften Beobachtung an und wenden sich ab; denn der Sand ist etwas für die Kleinen.

Von keinem Menschen auf der weiten Welt kann man verlangen, daß er sich unmittelbar nach dem Diner mit erkenntnistheoretischen Untersuchungen beschäftige. Hab' ich also schon den ganzen Vormittag mit Sommervögeln und Sonntagskindern verbummelt, so darf ich mich nun erst recht in Duft und Schein des Junitages betten und jenen Phantasien Audienz geben, die an solchem Tage nach dem Mahle durch unser Hirn taumeln, als wenn sie alten Burgunder getrunken hätten. In seltsam bunter Reihe umtanzen mich Gedanken und Gestalten, einander bei der Hand fassend in unendlicher Reihe:

Wir winden, winden einen Kranz —
Wir schmieden, schmieden eine Kette —

und plötzlich tauchen zwei liebe kleine bekannte Gesichterchen auf, und als ich die Augen vollends aufmache, stehen Herta und Roswitha Hand in Hand vor mir, Herta als Klägerin, Roswitha als Verklagte.

„Vater, diese Puppe ist Roswithas Kind, und nun ist es an Blutvergiftung gestorben, und wir wollen es begraben im Sand, und nun will Roswitha nicht weinen! Das muß sie doch, nicht, Vater?“

„Nee!“ lacht Appelschnut. „Was 'n Unsinn, nich Pappa? Worum soll ich denn nu bloß weinen? Das macht doch Spaß, nich Pappa?“

Liebes Herta-Kind — deine Schwester Appelschnut spricht eine andere Sprache als wir. Ihr Geist unterscheidet schon den „Soldaten aus Pappe“ und den „Soldaten aus Wirklichkeit“, ihr Herz aber noch nicht.

Aber das Begräbnis muß ich mir ansehen. Man kann nicht sagen, daß sie die Sache tragisch nähmen. Vielmehr greifen sie das Geschäft so fröhlich an wie gut bezahlte Leidtragende. Bald aber machen sie den Übergang, den auch ich als Knabe stets zu machen pflegte, den Übergang vom Puppenspiel zum Menschenspiel. Appelschnut produziert mit großer Begeisterung den Einfall, sich selbst begraben zu lassen. Sie kann sich das leisten. Als sie aber zur Hälfte mit Sand bedeckt ist, richtet sie sich auf und macht Miene, aus der Kiste herauszuklettern.

„Roswitha, was willst du?" ruft Herta. „Bleib doch liegen!"

„Nein, ich muß mal —!" erklärt Roswitha mit kühler Selbstverständlichkeit.

Das überwindet freilich Tod und Grab. — — — — — — — — — —

Bald darauf legt sich mir ein Ärmchen um den Hals. Es ist Appelschnut; sie hat inzwischen über den Tod nachgedacht. Denn sie fragt:

„Pappa, die kleine Therese ist doch nu tot, nich?"

Therese ist ein Kind aus der Schulbekanntschaft ihrer Schwestern.

„Ja, Therese ist tot."

„Un nu kommt sie doch in die schwarze Erde, nich?"

„Ja."

„Pappa" — hier geht Appelschnut seltsamerweise wieder zum Tanz über — „Pappa, wenn ich tot bin (hops!) un wenn sie mich in die schwarze Erde eingraben wollen (hops!), weiß, was ich denn tu'?"

„Nun?"

„Denn strampel ich einfach mit den Beinen (hops!), daß die schwarze Erde wieder von mir abfällt (hops, hops!). Aber weiß, was ich tu'? Ich mach' die Augen nich auf (hops!), nee! Sons kommt mir ja all der

schwarze Sand in die Augen (hops!). Das tus du doch auch nich, was?"

„Nein, ich mach' die Augen zu."

Und danach schließen Herta und Roswitha sich dem Spiel der anderen an. Da mach' ich die merkwürdige Beobachtung, daß jetzt elf Kinder um die Sandkiste vereinigt sind. Auch Gertrud und Erasmus backen mit Feuereifer Sandtorten und Napfkuchen, und der Ironiker mit der schüchtern behaarten Oberlippe hat sich eine weiße Schürze vorgebunden und verkauft sie mit Begeisterung.

So macht der Sand aus fünfzehnjährigen Kindern fünfjährige, so vermag er selbst Kinder noch zu verjüngen. Er beschäftigt unsere heitersten Kräfte: unsere Phantasie, unsere Willkür. Willig bequemt er sich in tausend Formen, willig lassen seine Gebilde sich zerstören und immer wieder neu gestalten. Bauen kann man mit ihm, bauen! Bauen ist der Menschen sehnsüchtigstes Spiel: die Schwere zu überwinden und Tempel und Paläste aufzuschichten, die nach oben streben und nach oben weisen. Das ist der Menschheit ewiges Glück, daß sie nach oben will. Alles Große, Liebe, Schöne — nur eines will es: nach oben. Und am schönsten, seligsten baut es sich aus Luft und aus Sand; denn sie sind leicht beweglich wie des Menschen Traum. Aber nicht trocken darf der Sand sein, sonst zerrinnt er ohne Gestalt. Feuchtigkeit muß ihn zusammenballen zum Gebilde. Und

Nicht mit süßen
Wasserflüssen
Zwang Prometheus unsern Leim;
Nein, mit Tränen,
Drum im Sehnen
Und im Schmerz sind wir daheim.

Ja, Tränen sind gut: sie machen Festen und Burgen aus dem Sand, mit dem wir bauen.

„Kinder, laßt uns eine große Burg bauen mit Türmen und Toren, mit Wällen und Gräben und Fenstern und Lauben! Ihr wißt schon, wie ich's meine:

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten zart und mild."

„O ja, ja, ja! Eine Burg bauen! Eine Burg!"

Und jetzt spielen zwölf im Sande.

Haha, wer will mir jetzt noch einen Vorwurf machen? Wenn der Mensch sich nützlich beschäftigt, so kann man nicht mehr von ihm verlangen. Wenn ich Vernunftkritik treibe, dann kann ich keine Burgen bauen, nicht wahr? Nun also! Wenn ich Burgen baue, kann ich also auch keine Vernunftkritik treiben. Das ist sonnenklar.

Und so verrinnt der Tag, und als der Abend gekommen ist, hat Appelschnut doch etwas gefangen: einen Sonnenkäfer, und Erasmus hat ihn in ein Glas getan. Wie manchen Tag schon hab' ich vom Fenster aus Appelschnut auf dem Jagdpfade gesehen, auf den Fußspitzen gehend, die Händchen in größter Spannung gespreizt und die Vögel beschleichend. Sie will ihnen ganz gewiß nichts tun; sie will nur einen haben, mit dem sie spielen kann, wenn Rudi nicht da ist. Aber die Vögel begreifen das nicht und fliegen immer davon. Eines Tages rief Appelschnut sogar mit schmerzlicher Entschiedenheit:

„Mamma, wann kochen wir mal wieder Leim?"

„Leim? — Wozu das denn?"

„Den mach' ich denn auf 'n Zweig, un denn setzen

sich die Vögel darauf, un denn kleben sie fest, un denn kleb' ich sie einfach wieder ab, un denn hab' ich Vögel."

Aber nun hat sie wenigstens ein Sonnenkäferchen, und das zeigt sie beglückt der Mutter, die sie zu Bette bringt.

„Aber auf dem kalten, harten Glas mag das Käferlein nicht sitzen. Wollen wir es nicht auf eine Blume am Fenster setzen?"

„Ach nein, Mama, dann fliegt es ja weg!"

„Aber wenn er in dem Glas sitzen muß, dann ist er die ganze Nacht traurig und denkt: ‚O die böse Roswitha! Sie hat mich in dies schreckliche Glas eingesperrt!' Wenn du ihn aber auf die Blume setzest, dann denkt er: ‚O die süße Roswitha, sie hat mich freigelassen!'"

Appelschnut steht plötzlich aufrecht im Bettchen.

„Laß ihn man wieder raus!" sagt sie.

Und dann legt sie sich wieder nieder, steckt den Daumen in den Mund und saugt an ihm und an dem Bewußtsein einer guten Tat.

„Mamma, sing mal das Lied von der Lilie un der Rose!"

Und meine Frau beginnt Schuberts herrliches „Wiegenlied", ein Lied, das älteste, gramerfüllteste Menschenkinder zur Ruhe singen kann, ein Lied, um das der ganze Friede eines kindlichen, geruhigen und goldenen Zeitalters weht.

„Schlafe, schlafe, holder, süßer Knabe,
Leise wiegt dich deiner Mutter Hand.
Sanfte Ruhe, milde Labe
Bringt dir schwebend dieses Wiegenband."

„Mamma, ich bin gar kein Knabe, un ich lieg' auch ga nich in der Wiege; aber das macht nix."

Gott erhalte dir, mein Kind, diese Überlegenheit über den Hosenknopfrealismus.

Wenn man aber glaubt, daß Appelschnut nun schliefe, dann wendet sie sich noch einmal um und fragt:

„Mamma, wie kommen eigenlich die Sterne immer aus der Luft raus un wieder rein?" oder:

„Pappa, woher kommt eigenlich die Natur?" oder

„Mamma, solche Adern mit Blut drin, solche wie ich hab', die haben doch alle Menschen, nich?" oder:

„Pappa, Sand ist doch aus Stein gemacht, nich?" oder:

„Mamma, der Soldat, weiß du wohl, den wir heute gesehen haben, der vor sein kleines Haus stand, weiß du wohl, das war doch 'n wirklicher, nich? Das war doch gakein ausgestopfter, nich?" oder:

„Pappa, als die Welt noch ganich angefangen hatte, was für 'n Tag war da eigenlich?" oder:

„Mamma, wie hießte eigenlich das Nashorn, wenn es kein Horn auf der Nase hätte?"

Endlich schläft Appelschnut aber doch, und wir schleichen behutsam aus dem Gemach, wo zwei glückliche Sonnenkäfer wohnen.

Ich aber gehe hinunter in mein stilles Arbeitszimmer und lege diesen Tag zwischen die Tage meiner Arbeit, wie man wohl eine Primel oder eine Anemone zwischen die Blätter der Kritik der reinen Vernunft legt.

Unter dem Druck der Zeit wird die Blume ihr natürliches Leben verhauchen; die Blätter des Buches saugen ihren Duft und ihre Farben auf. Eines Tages aber, nach Jahren vielleicht, schlägst du gedankenvoll das Buch wieder auf — und sinnend starrst du auf die vergessene Blume. Und staunend siehst du, daß in ihren Blättern neues Leben wirkt, überirdisches Leben: sie ist auferstanden in einem verklärten Leibe, und sie umzittert ewiger Duft.

Spät ist's vielleicht und du schon alt, und einsam hausest du in deinem Gemach und suchst auf den Blättern eines Buches mit alten Augen und zitterndem Finger die Wahrheit. Und wieder findest du die Blume. Und aus zukünftigen Gedanken und vergangenen Gestalten, aus lächelnder Wehmut und glückseligen Tränen, aus Sehnsucht und Erinnerung rundet sich dir in enger Kammer des Lebens unermessener Kranz.

*

O Kranz meines Lebens, wie tief empfind' ich deine Blütenfülle!

Wie Appelschnut umzog.

Über eins werden wir uns sofort einigen, der Leser und ich: über die Annehmlichkeit eines Umzugs. Als Jehova die Ägypter mit zehn Plagen geschlagen hatte, da traf er gleich darauf die Juden mit einer, die sie alle aufwiegt: sie mußten umziehen, und zwar ziemlich lange. Ganz so lange dauerte nun allerdings mein letzter Umzug nicht; aber es war immer noch schlimm genug. Als ich die siebente Bücherkiste packte, stand ich bis an die unteren Rippen in ausrangierter, überflüssiger Litteratur und dachte, nun sind's höchstens noch drei Kisten. Es wurden aber noch dreizehn. O, und dann die herrlichsten Bücher nicht aufschlagen und lesen dürfen, sondern sie herzlos hineinstopfen müssen, eins nach dem andern, um sie vielleicht nach Wochen erst — nicht wiederzufinden. Wenn du deinem Herzen nachgibst, sitzest du abends auf dem Rand einer Kiste und liest und hast den ganzen Tag über den Boden einer Kiste bedeckt. O, und dann diese nagenden Zweifel, ob ein Stück Literatur überflüssig ist oder nicht! Eigentlich müßte man's doch erst wieder lesen, um gewissenhaft entscheiden zu können! Wer weiß, ob ich eine Schrift über rationelle Taubenzucht nicht doch noch einmal brauchen werde! O, und dann diese Handwerker, die immer heute nach dreizehn Wochen halten, was sie heute vor siebzehn Wochen versprochen haben! O, und — genug. Dem empfindungsvollen Leser brauche ich nichts mehr zu sagen.

Aber Wesen gibt es, kleine, goldene, geflügelte, summende Wesen, die aus den giftigsten Blumen Honig saugen, selbst aus einem Umzug, und das sind die Kinder.

Ein Fest, ein herrliches Fest war der Umzug für Appelschnut, alias Roswitha, alias Halumpa.

Jetzt muß ich erst erklären, warum Appelschnut auch Halumpa heißt. Als ich eines Tages in sehr fröhlicher, übermütiger Laune war und mein Junge mich so recht gesund und glücklich aus seinen braunen Augen anblitzte, da packte ich ihn bei den Schultern und schüttelte ihn und rief „Halunke". Natürlich ist es unerhört, daß in einem gesitteten Haushalt solche derben Worte vorkommen, das weiß ich wohl. Und was die Sache noch verschlimmert, ich habe es wiederholt getan und tu' es noch immer. Ich sollte als gebildeter Mann „Liebling" oder „Bubi" oder dergleichen sagen; aber wenn mich ein Kind mit zwei Augen anlacht, die wie goldene Ranunkeln glänzen, dann sag' ich „Halunke" oder „Strolch" oder so etwas. Das kann ich nicht anders. Der gesittete Leser wird ja sehen, daß die Strafe nicht ausbleibt.

Denn eines Tages, als ich mit meiner Tochter Roswitha, rectius Appelschnut spielte und ich ihr wohl ausnehmend gefallen mochte, da schoß ihr mächtig die Liebe zu Herzen; sie packte mich bei den Händen, drückte sie nach ihrer Meinung mit ungeheurer Kraft und rief: „Du Halumpa!"

Sehen Sie, meine gesitteten Herrschaften? Sehen Sie? Da haben wir die Geschichte von der Roßdecke. Man soll den Kindern nie ein schlimmes Beispiel geben, dieweil sie eben die schlimmen Beispiele nachahmen, die guten weniger.

Ich nahm also meine Tochter her, versetzte ihr einen herzhaften Kuß und nenne sie seit jenem Tage „Ha-

lumpa", weil eine böse Tat immer fortzeugend Böses gebiert.

Halumpa, wie gesagt, möchte alle Tage umziehen. Die Tätigkeit, die ihr der elterliche Haushalt in dieser Hinsicht bietet, genügt ihr denn auch nicht; sie gibt als Umziehergehilfe Gastspiele in der Nachbarschaft. Vor einigen Wochen trat meiner Frau im Garten unserer Wohnung plötzlich ein Negerkind entgegen, das in seiner Gestalt höchst merkwürdig an ihre Tochter Roswitha erinnerte. Erst als das Kind den Mund öffnete, erkannte sie, daß es ihre Tochter Roswitha selbst sei. Das Mutterauge, das den heimkehrenden, sonnverbrannten Sohn nach vielen Jahren wiedererkennt, hatte die Tochter nicht erkannt; denn an die Stelle des Gesichts war eine Paste von Staub und Schweiß mit zwei großen weißglänzenden Augen darin getreten.

„Mammi, ich hab' bei Professers mit umzogen geholfen — Junge, das war fein!"

Meine Frau konnte die „Feinheit" eigentlich nicht entdecken und wies sie auf ihre Hände hin.

Halumpa betrachtete sie, rief: „Och, das geht leicht wieder ab!" schlug die Hände einmal gegeneinander und hielt die Sache damit für erledigt.

Dabei darf man aber nicht wähnen, daß Appelschnut die Freuden eines seßhaften und geruhigen Lebens nicht zu würdigen wüßte. Sie liebt nach Kinderart eine fröhliche, tätige Unrast und hat doch ein ganz seltsames Gefühl für die milde, sanfte Hand der Ruhe. Als ich auf einem Spaziergang mit ihr an eine weite, tiefgrüne Wiese kam, die den ganzen Zauber eines großgestimmten Raumes übte, da rief sie: „O Pappi, wie is es hier breit un ruhig, nich?" und als sie hörte, daß bei unserer neuen Wohnung ein großer, schöner Garten mit hohen Bäumen sein werde, da wirkte ihre Phantasie Tag für Tag an dem Bild

dieses Gartens. „Ich möchte, in dem Garten wär 'n Wald mit 'n Brunnen, un denn wär' es ganz, ganz leise, und nur der Brunnen rauschte, un denn müßten Rehe darin sein — die sind doch stumm, nicht?"

„Meistens — ja."

„Un denn tu' ich ihnen gar nichts, ich streichel sie bloß, un denn laß ich meine Puppen darauf reiten."

Es ist wie ein Bild aus einem Grimmschen Märchen. Märchen und Wirklichkeit vermischen sich in jedem Atemzug eines Kinderlebens; die Seele Halumpas lebt noch im Märchenstande, wo alles Wunderbare selbstverständlich ist und alles Selbstverständliche wunderbar. Dem Kind ist der redende Vogel ein Natürliches, und der stumme Kieselstein ist ihm ein Wunder. Was Tag und Nacht umarmen, ist ihm eine Welt.

Auch gehört Halumpa nicht zu den Alltagsherzen, die gedankenlos vom Geringeren zum Besseren fliegen, die höchstens von einem dankbaren Gedächtnis für Menschen und Tiere wissen und nicht ahnen, daß man dankbar sein kann gegen eine Kastanie, gegen einen Blumentopf, gegen eine steinerne Wand, auf der unser Blick einmal fröhlich oder traurig sinnend gehaftet. Wenn ich mich allen ihren Bitten gefügt hätte, so hätten wir aus unserer alten Wohnung und deren Garten sämtliche Steinchen und Steine, Tapetenreste und abgebrochenen Schubladenknöpfe, namentlich aber alles, was nur ein Blatt und einen Stengel hatte, mit herübergenommen. Besonders hatte Halumpa eine große Ulme in ihr kleines Herz geschlossen, eine Ulme, die ein großer Mann nicht mit den Armen umspannen konnte, die wir aber durchaus mitnehmen und auf Halumpas Beet im neuen Garten verpflanzen sollten, auf ihr Beet, das einen ganzen Quadratmeter groß ist! Ich mußte eine ganze Diplomatie von Versprechungen, Bonbons und heiteren Redewendungen

aufbieten, um ihr die Ulme auszureden, und mußte noch überdies eine Unzahl von Linden-, Kastanien-, Kirschen-, Pflaumen-, Pfirsich- und Apfelsinenschößlingen konzedieren. Ihr liebster Pflegling ist ein Kastanienschößling von einem Fuß Höhe; sie erhoffte schon vor einem Jahre Blüten von ihm.

„Weißt du was, Pappi: wenn sie Blumen kriegt, denn pflücken wir sie ganz leise ab, un denn legen wir sie ganz leise auf Mammis Tisch, denn freut sie sich!"

„Ja, Appelschnut, so schnell wächst aber die Kastanie nicht. Da mußt du noch lange warten."

„Ach, weiß du was, Pappi? Laß sie mal ganz schnell zuwächsen, denn flücken wir die Blumen ab un schenken sie Mammi! O ja!"

Wenn auch nur der geringste Keim einer Zauberkraft in mir schlummerte, unter dem Blick, mit dem sie bat, hätte er mächtig in mir emporschießen müssen. Aber ich kann noch heute keinen blühenden Baum aus der Erde steigen lassen, auch um den sonnigsten Blick von der Welt nicht. O lumpiges Menschentum!

Also Appelschnuts Freude am Umzug ist nicht Freude am Wohnungswechsel — eine solch unnatürliche Anlage meines Kindes würde ich schaudernd verschweigen — nein, es ist die Lust, die schwersten Kinderstühle, ganze Puppenbetten (!) und Regenschirme genau so auf die Schulter zu nehmen, wie es die Arbeiter mit den Kleiderschränken tun, jene Gegenstände mit ungeheuren Schritten und kühn umherblickenden Augen aus der alten Wohnung an den Wagen und vom Wagen in die neue Wohnung zu tragen, dabei sehr laut zu reden und mit den Armen zu schlenkern, genau wie die Arbeiter, und das Gefühl zu haben, daß der ganze Umzug nicht zustande käme, wenn man nicht selbst mit angriffe und die Hauptarbeit täte. O, und dann

sind es sehr interessante und gefühlvolle Momente, wenn man die Lieben alle wiedersieht, die man mit sorgender Seele dem ungeheuren, finsteren Möbelwagen übergeben hat. Ob wohl der allerliebste kleine Puppenkleiderschrank alle seine Beine behalten hat? Wie wird Kamilla die Reise überstanden haben? Sie ist nur ein zartes Kind! Und Hedwig! Sie hat erst kürzlich einen schweren Gelenkrheumatismus überstanden! Kurt — um den braucht man keine Sorge zu haben: er hat erst vor drei Wochen einen neuen Kopf bekommen, mit roten Pausbacken und obendrein von Zelluloid. Keine Mutter kann ihre leiblichen Kinder nach langer, schreckendrohender Seefahrt mit hellerem Jauchzen begrüßen, als Halumpa ihre Puppen. Hedwig! — Kurt! — Kamilla! — Bei jeder gibt es einen Freudenschrei aus der Tiefe des Herzens. Und nun erst die Freude der Kinder! „Djiip!" schrie Kamilla, als ihre Mutter sie an den Busen preßte.

„Aber was ist das, Halumpa? Deine Kinder sind ja alle braun!"

„Ja. Ach, das war neulich so fein! Da ha'm wir Sommerfrische gespielt, un da sind sie alle auf Sylt gewesen, un da sind sie alle so braun geworden!"

In der Tat, verblüffend braun. Sämtliche Puppen sind im Gesicht und an den Händen mit brauner Tusche angestrichen und sehen aus wie Kinder der arabischen Wüste! Und nun hab' ich noch nicht einmal eine der größten Freuden aufgezählt. Walter — die männlichen Puppen und die männlich-schönen Romanhelden heißen meistens Walter — Walter also war seit Monaten verschollen! Ob Zigeuner ihn geraubt, ob er Selbstmord begangen — wer konnte es wissen! Aber beim Auskehren und Umziehen findet sich's. Ganz zu unterst und zu hinterst im Spielzeugschrank, in einer Schachtel, lag er. Er hatte sich nur auf einige Zeit von der Welt zurückge-

zogen, was allemal ein Zeichen von Geschmack ist und lächelte uns an, als wenn er sagen wollte: „Wer verborgen lebt, lebt gut." O diese Freude über den verlorenen und wiedergefundenen Sohn! Hedwig, Kurt, Kamilla — sie alle mußten beiseite stehen; Walter, Walter ist wieder da, Walter der Wonnige mit dem steifen Knie und dem ausgelaufenen Auge; er allein hat für die nächsten Stunden der Mutter Herz; denn über eine verlorene und wiedergefundene Lumpenpuppe ist im Himmelreich Halumpas größere Freude als über tausend gerechte und unzerschmeißbare Zelluloidseelen.

Kein Wunder, daß Appelschnut, während wir Erwachsenen dem Tage des Umzugs mit bleicher Furcht entgegensahen und uns im schüchternsten Behagen, im bescheidensten Genießen ein dies irae, dies illa in den Ohren brauste, daß Halumpa dem Tage des Zorns wie einem Geburts- oder Weihnachtsfest entgegensah, am Vorabend der Katastrophe vor freudiger Erwartung nicht einschlafen konnte und am anderen Morgen um sechs aus dem Bettchen sprang und alles im Haus alarmierte.

Der Morgen jenes denkwürdigen Maitages brach an. Die Sonne schüttete unerschöpfliche Fluten von Licht und Glut herab, die Blumen dufteten, die Vögel sangen — die Natur schien von dem Bevorstehenden nichts zu ahnen, nichts zu fühlen; wie an jedem anderen Morgen ging sie fühllos ihren Gang. Alle Schilderungen von Feuersbrünsten und Erdbeben beginnen so. Als ich mich anziehen wollte, zeigte sich, daß das Dienstmädchen, das sonst alles liegen läßt, meine sämtlichen Stiefel fest und tief verpackt hatte, und in diesem Stil ging es dann durch den ganzen Tag. Die Wahlverwandtschaften, die ich mir zurückbehalten hatte, um die verzweifeltsten Stunden der Öde zu kürzen, und deren Unantastbarkeit ich dem gleichen Mädchen unter

gräßlichen Beschwörungen auf die Seele gebunden hatte, waren glücklicherweise unwiederbringlich in eine große Leinenkiste versenkt worden; dafür hatte sie mir das Reichskursbuch liegen lassen. Nun und so weiter.

Dagegen war der ganze Tag für Appelschnut ein Freudentaumel treppauf und treppab, herein und heraus. „Pappi, meine Gießkanne!" — „Mammi, dein Schemel!" sie hob ihn triumphierend empor und schwitzte wie ein Schiffsheizer. Mit jedem Kistendeckel feierte sie ein gerührtes Wiedersehen. Es waren unter den Umzugsarbeitern Männer von jener Art, die ein Klavier auf den Nacken nimmt, es mit der linken Hand festhält und mit der rechten im Vorübergehen noch ein paar Schriftsteller von normaler Größe mitnehmen kann. Diese Männer machten Ruhepausen, halbstündige, ganzstündige, und verschnauften sich; Halumpa hatte für die Zumutung, sich hinzusetzen, nur ein geringschätziges „Ha!" Die Unermüdlichkeit der Kinderbeine ist mir immer eines der Welträtsel gewesen. Unternimm, wie ich es zuweilen getan, mit deinen Kindern eine achtstündige Wanderung und bringe wohl in Anschlag, daß sie wie die jungen Hündlein den Weg doppelt machen, weil sie immer hundert Schritt vorauslaufen und dann zurückkommen; bringe jene Wanderung mit zusammengebissenen Zähnen und mit jener zusammengerafften Würde, zu der dich dein Embonpoint verpflichtet, zu Ende, laß dich dann zu Hause in deinen Stuhl fallen mit dem Vorsatz, in den nächsten drei Stunden nicht wieder aufzustehen, so wird dieses kleine Gesindel sicherlich auf dich zuspringen und dich mit unverschämter Freudigkeit bitten, noch eine Stunde lang mit ihm im Garten „Kriegen" zu spielen. Um deinen Neid vollzumachen, mußt du dann noch bemerken, daß sie die fabelhaftesten Sommertemperaturen mit Nichtachtung strafen. Wenn du bei fünfundzwanzig Grad

Réaumur im Schatten wie ein Verbrecher an den Mauern entlang schleichst und die Sonne fliehst wie ein Getier der Nacht, so wirst du finden, daß diese Kinder den Sonnenschein eben da aufsuchen, wo er seit sieben Stunden von innerlichst erwärmten Steinfliesen zurückprallt. Sie sind wie Mücken oder Stäubchen, die in der Sonne erst sonderlich leuchten und tanzen.

Nur als Appelschnut ihr „geliebstes Bilderbuch" gefunden hat und sich damit platt auf den Estrich des Altans setzt, um „die entzücknigten kleinen Schafe" darin zu betrachten, da stören sie die siebenhundert Sonnengulden, die durch das Laub der großen Linden fallen. Aber sie weiß Rat.

„Weiß du was, Pappi?"

„Nun?"

„Ich hol' einfach 'n Zeitung un deck' die Sonnenscheine einfach zu."

Ja, das versuch' nur, mein Kind. Und wenn du die „Times" nimmst oder den „New York Herald" — der Sonnenschein bleibt obenauf.

Aber die Beschäftigung mit dem Bilderbuch war nur eine ganz vorübergehende und naive kleine Untreue; nach zwei Minuten widmete sie sich wieder dem besinnungslosen Möbeltransport. Ja, im Paroxysmus ihres Fiebers schrie sie zu mir, der ich gerade aus der Dachbodenluke hinaussah, mit klingender Kehle hinauf: „Pappi! Wenn ich groß bin, denn will ich auch Umziehmann werden!"

„Schön, mein Kind, schön! Ganz wie du willst!"

Halt! Noch eine Unterbrechung ihres Spediteurgeschäfts muß ich erzählen. Richtig, das war so. Halumpa liebt über alles die Tiere. Ein Tier zum Spielkameraden zu haben, ist ihr heißester Wunsch, und ihre Sehnsucht scheut vor den größten Vierfüßlern nicht zurück. Ein großes, breites, dickes dänisches Arbeitspferd würde,

so glaubt sie, ebenso zärtlich und zierlich mit ihr spielen, wie sie mit ihm. Ich glaube, sie würde auch Anton, den Riesenelefanten aus dem Zoologischen Garten, zum Genossen annehmen. Zwar besitzt sie ein schönes, braunes, wohlgenährtes Roß; aber es läuft nicht, es schaukelt nur. Nun kam sie plötzlich in großer Erregung auf mich zugerannt.

„Vater!" rief sie — die Sache mußte ihr tief ans Herz gehen, denn sie rief nicht „Pappi", sondern „Vater" — „Vater, der Umziehmann sagt" — hier holte sie Atem —, „ich soll ihm mein Schaukelpferdschen geben" — und nun lief eine selige Hoffnung über ihr Gesichtchen —, „denn will er mir sein schwarzes, lebendiges Ferdschen dafür geb'n!"

Und nun, meine Freunde, muß ich meine Feder hinlegen als ein ohnmächtiger Mann! Ich sollte euch beschreiben, was ich sah; aber das kann ich nicht. Dieser Kinderblick zweifelte lächelnd, ob es der Mann mit jenem Tausch wohl ernst gemeint habe, und er hoffte sehnlich, daß es ihm ernst sein möchte; dieser Blick harrte und bangte, daß ich meine Einwilligung zu dem Geschäfte geben möchte, und er schämte sich, daß ich über seine Leichtgläubigkeit lachen könnte.

Ich nahm das Köpfchen in meine Hände und sagte: „Der Mann hat nur Spaß gemacht, Roswitha."

„Hm", sagte sie bestätigend, und ihre Wimpern senkten sich tief über eine erlöschende Hoffnung.

Seht, Freunde — ihr müßt nicht glauben, daß Appelschnut ein schönes Kind wäre, das ist sie nicht — aber wenn ich euch diesen Augenblick so schildern könnte, wie er war, dann würde ich, wie einst Justinian ausrief, da er die Hagia Sophia erbaut hatte: „Ich habe dich überwunden, o Salomo!" — so würde ich ausrufen: „Ich habe dich überwunden, o Goethe!" und würde euch vor lauter Hochmut nur noch über die

Achsel ansehen. Aber fürchtet nichts: wir armen Menschen haben für so viel Welt- und Menschenschönheit nichts als ein paar hilflose Tropfen im Augenwinkel.

Überhaupt sollt ihr nicht wähnen, daß Halumpa ein Ausnahms- und Wunderkind wäre. Aber ein Kind ist sie — ist das nicht Wunder genug? Ein bunter Tautropfen, der die Welt spiegelt — ist das nicht Wunders die Fülle? Ich muß z. B. der Wahrheit gemäß berichten, daß Appelschnut ein kleiner Protz ist wie fast alle Kinder. Man kennt wohl die Geschichte von den beiden streitenden Kindern, von denen das eine sagte: „Ätsch, mein Vater hat aber man 'ne goldne Uhr!" worauf das andere triumphierend versetzte: „Ätsch, aber meine Großmutter is man gestorben!"

Selbst traurige Ereignisse sind dem Kinde zunächst eine Sensation, ein Erlebnis, mit dem es prahlen und sich wichtig machen kann. Und leider, leider muß ich nun gestehen, daß Roswitha am Tage des Umzugs eine ähnliche Schwäche anwandelte, als sie die Büste Friedrich Schillers am Gartengitter entlang trug und das am Gitter stehende, etwa vierjährige Nachbarskind sie in ein Gespräch verwickelte. Ich belauschte folgende Unterhaltung, die das fremde Kind eröffnete.

„Du, Kleine, wie heiß du?"

„Ich heiß Roswitha. Un wie heiß du?"

„Ich heiß Duschi. Wir haben zwei Klaviers, habt ihr auch zwei Klaviers?"

„Nein. Aber wir ha'm 'n ganze Menge Sofas!"

„Wieviel Sofas habt ihr denn?"

„Sechs"*).

„Och, wir ha'm noch viel mehr!"

*) Ist gar nicht wahr.

„Mein Vater hat aber 'ne Menge Bücher!"

„Mein Vater auch. Mein Vater hat hundert Bücher."

„Och! Mein Vater hat tausend!"

„O, das lügs du aber, das sag' ich zu mein Mama!"

Halumpa ist starr über diese Beschuldigung. Sie blickt sich um und sieht mich. „Vater, sie sagt, ich lüg', daß du tausend Bücher hast. Un denn sagt sie zu mir ‚Kleine' — dabei is sie selbs noch so 'ne kleine Krabbe!"

Ich zucke mit hilflosem Bedauern die Achseln. „Das kommt davon, wenn man prahlt. Wer prahlt, ist noch so ganz klein" — ich zeige ihr zwischen Daumen und Zeigefinger, wie klein — „große Menschen protzen nicht."

Sie hat sich schon vordem in einer mich für die ganze Umgegend kompromittierenden Weise als beata possidens produziert. Sie trug eine kleine Wanduhr, die die Kinder selbst auseinandernehmen und zusammensetzen können, ins Haus und stimmte dabei folgenden über Felder und Wiesen hinhallenden Kantus an:

„Junge, was haa—ben wir für 'ne Menge Uh—ren!
Pappi hat eine,
Un Mammi hat eine,
Un zwei an der Wa—and!
Uuuha, was sind wir für reichliche Leu—te!"

Aber der Abend ist ein großer Beschwichtiger, er bringt selbst Halumpas Zünglein und Beinlein zum Stillestehen. Als sie in ihrem Bettchen lag, stöhnte sie in ihrer Unschuld: „Junge, — das war 'n feiner Tag!"

Und dann gähnte sie, und dann streckte sie die Ärmchen nach ihrer Mutter und mir aus, drückte unsere Köpfe „furchtbar fest" an ihre Brust und sprach: „Ihr seid meine beiden Wonnes. Euch möcht' ich als Kinder haben!"

Topp, Halumpa! Umziehen ins Kinderland! Das könnte mir passen. Der Umzug sollte mir recht sein. Um den wollt' ich nicht klagen. Denn von allen Schätzen, die die großen Leute vor euch voraushaben, wollt' ich nichts mit mir nehmen, nichts! An der Hand meine Lieben, wollt' ich noch heute abend von hinnen ziehen, mit geraden Augen ins Kinderland. —

Am anderen Morgen war alles früh auf den Beinen, und das Haus war vom Keller bis zum Giebel voll munteren Lärmens. In den Stuben hobelten die Tischler, an den Türen feilten die Schlosser, auf den Treppen hämmerten die Tapezierer, in der Küche hantierten die Mädchen mit dem klirrenden Glas und Porzellan; im Garten schrien Kinder und Spatzen, und im Salon spielte jemand das Gebet aus dem Freischütz. Nur Appelschnut lag noch um neun Uhr quer in ihrem Bett, oben auf der Decke, und schlief. Sie mochte wohl etwa fünfzehn Kilometer Weges auszuschlafen haben, und nach der tiefen Inbrunst, mit der sie schnaufte und das Mäulchen vorschob, konnte sie höchstens beim zehnten sein.

Im alten und neuen Heim.

Appelschnut heißt nicht immer Appelschnut. Im Gegenteil: sie heißt alle Tage anders, ja, mitunter wechselt ihr Name von Minute zu Minute. Da heißt sie denn z. B. Purks, Stift, Strolch, Fliegenschnäpper, Musch, Bachstelze usw., je nachdem, was sie gerade an den Tag gibt oder wie sie aussieht. Und da sie alle Tage, alle Stunden etwas Neues produziert, der Ausdruck ihres Gesichts, der Glanz ihrer Augen, die Geschwindigkeit ihres Schnabels oft von Minute zu Minute, von Sekunde zu Sekunde wechseln, ihr Haar jeden Augenblick anders ins Gesicht fällt und ihre Schürze und ihre Backen immer an anderer Stelle mit einem „Erdenrest, zu tilgen peinlich", verziert sind, so muß man immer nach neuen Namen suchen, um sie zum Ausdruck zu bringen. Man könnte sie Proteus nennen, wenn sie nicht so himmelweit von einem Meergreis entfernt wäre und ihre Stupsnase nicht allem Griechentume hohnspräche. Zu diesen Zeiten heißt sie vorwiegend Purks — ihr gesetzmäßiger Name Roswitha gerät zeitweilig völlig in Vergessenheit.

Wenn ich als Knabe von einer Wohnung letzten Abschied nehmen mußte, um eine neue zu beziehen, wenn der letzte Stuhl, der letzte Besen hinausgetragen war, dann preßte mir eine tiefe Wehmut das Herz zusammen. Denn für mich war das Haus nicht leer, nein, es war noch voll, übervoll. Die kahlen Wände, die Decken, der Fußboden waren voll von Bildern, die meine Gedanken in vielen nachdenklichen Stunden

darauf gemalt hatten. Das ganze Haus war eine unsichtbare Bildergalerie, und das alles sollte ich dort lassen und sollte für immer davongehen? Auch stand ja in dem leeren Raume noch alles an seinem Platze! Der Korbstuhl stand noch da, in dem mein Vater seinen Mittagsschlaf hielt, der kleine Kanonenofen, vor dem ich winterabends, in die Glut starrend, so oft gesessen, der Nähtisch, an dem meine Mutter so oft mein Kamisol geflickt hatte. Und wenn man hinaussah — den hohen Fabrikschornstein, der ganz von Rauch geschwärzt war, an dem meine Phantasie so oft hinaufgeklettert war, um oben nach den Wolken zu greifen, den lieben schönen Schornstein sollt' ich wie ein treuloser Kamerad verlassen... Ich ging noch einmal heimlich, wenn niemand mich sah, durchs ganze Haus, strich über jede Fensterbank liebkosend mit der Hand zum letzten Abschied und verweilte mit geizigen Blicken auf den Reichtümern, die in allen Ecken lagen und die ich für immer zurücklassen mußte. Es waren Schätze ohne Schwere; auch die Decke und die oberen Zimmerecken waren voll davon...

Und wenn ich dann später einmal an demselben Hause vorüberkam — unbegreiflich: wo wir gewohnt hatten, wohnten andere Menschen! Das konnt' ich nicht fassen! War denn dies nicht mein Boden, mein Reich? Hatte ich hier nicht die Wimpel und Fahnen meiner Träume gehißt? Hatte ich diesen Boden nicht angebaut mit tausend und abertausend neuen Gewächsen? Wie konnten andere Menschen in diesen Räumen wohnen, die voll waren von meinem Leben? Wie konnten sie hier Wurzeln schlagen, wo sich Blatt an Blatt und Blüt' an Blüte drängte, daß kein Zollbreit übrig blieb? Hatten denn diese Menschen nicht ein eigenes Herz, einen eigenen sinnenden Kopf? Ebensowohl könnte jemand kommen und zu mir sagen: Ich will von

heut' ab in deinem Körper wohnen! Denn die Wohnung gehört doch zu unserem Körper, ist doch nur ein weiterer Vorhof des Tempels, den wir Leib nennen und der das Heiligtum Seele hegt. Ach, ich war ja gescheit genug, zu wissen, daß ein Mensch an keinem Fleckchen der Erde ein ewiges Recht hat, daß selbst unser Staub nur ein Gast des Grabes ist — aber darum wich das schmerzliche Staunen meines Herzens nicht, das Staunen vor dem Unbegreiflichen, daß fremde Menschen in meinem Hause wohnten, in meinem Hause, das ich mit hunderttausend Traumdukaten bezahlt hatte!

Purks ist noch sehr klein und ist wohl vom alten Hause nicht mit der Wehmut eines grübelnden zwölfjährigen Jungen geschieden; aber so ganz glatt ist der Wechsel doch auch in ihr nicht vorgegangen. Haus und Garten des neuen Heims sind viel schöner als die alten; doch aber entschlüpfte ihr eines Tages die nachdenkliche Sentenz: „In unsern alten Garten konnte man so fein spielen!" O Goneril, o Regan! Sie kann nämlich in diesem viel größeren Garten noch viel „feiner" spielen; aber den alten Garten hatten sie und ihre Geschwister ganz zur Verfügung, den neuen haben sie nicht ganz, das ist ihr Kummer. Einen schönen Rasen vor meinem Fenster hab' ich mir zum Ruhplatz meiner Augen ausbedungen und kategorisch erklärt: Der wird nicht betreten. Ich vertrete nämlich die in Kinderkreisen verabscheute Anschauung, daß neben den Kindern auch die Erwachsenen eine gewisse Daseinsberechtigung haben. Weil ich nur zu gut weiß, wie selig ein Spiel auf grünem Rasen ist, hab' ich ihnen einen großen Rasen eingeräumt; aber dieser andere Rasen ist eben nicht mein Rasen. Sie wagen ja nichts zu sagen; aber ich merk' es wohl, wie „dieses Pelikansgeschlecht" manchmal nach meinem grünen Altenteil her-

überschielt. Ich werde ihnen auch wohl erlauben, am Sonntag darauf zu spielen; aber weiter kriegen sie mich nicht! Das Schicksal des alten Lear steht mir warnend vor Augen.

Noch eine andere merkwürdige Reminiszenz klingt in die Luft des neuen Heims herein. Ich fragte Purks, wo es schöner sei, hier oder in der alten Wohnung. „Hier!" rief sie laut und entschieden. Aber dann legte sie das Köpfchen ein wenig auf die Seite, sah an mir vorbei und sprach: „In der alten Wohnung war immer so 'ne hübsche Luft!"

Das ist's. Also auch der ist nicht ein Stück Luft wie das andere. Auch die malt mit den Augen in die Luft hinein. Und so „hübsche" Luft sich über Haus und Garten unserer neuen Stätte spannt — die hübsche Luft, die sie im alten Heim gesehen hat, wird sie niemals wiedersehen.

Aber im ganzen siegt doch das Neue mit weit überlegener Macht. Sieben Tage dauern bereits die Entdeckungsreisen Appelschnuts in Haus und Garten, und noch findet sie jeden Augenblick Neues, noch hat ihr kleiner Kopf mit den großen Augen drin die topographische Aufnahme des ungeheuren Territoriums nicht bewältigt. Wie für die Augen der Himmlischen der Erdball nur eine Erbse ist wie die anderen Sterne, wir Menschen aber allerlei seltsame Eckchen und Fleckchen, Höckerchen und Narben daran entdecken wie das Himalajagebirge, den Großen Ozean und die Wüste Sahara, so findet das Auge des Kindes in einem Treppenhause und auf einem Dachboden, die uns ein Treppenhaus und ein Dachboden wie andere scheinen, mancherlei Täler und Schluchten, Vorgebirge und Wüsten. Seit sieben Tagen hallt es drinnen und draußen von Ausrufen und Reden des Staunens und des Entzückens. Aber die staunenswürdigste, unerschöpf-

lichste Unendlichkeit ist doch der Garten. Gewißlich geht Roswitha durch diesen Garten, wie Adam und Eva durch den Garten Eden gingen: es ist ihr eine neue Schöpfung; denn sie kommt von der Großstadt auf das Land. Hier ist noch Friede in Bäumen und Gebüschen, und die Vögel wohnen noch bei den Menschen. Und so hat sie denn auch in diesen Tagen das Ereignis erlebt, das für viele Tage ihres Lebens entscheidend und richtunggebend sein wird.

Ich saß schreibend im Garten, ideenträchtiger Stille voll, als Purks mich plötzlich so heftig am rechten Arm ergriff, daß ein langer dicker Tintenstrich durch mein äußerst wertvolles Geschriebenes lief. Sie war blaß vor Aufregung und wollte mir offenbar etwas Erstaunliches mitteilen; aber von dem Dutzend Worten, das sie etwa sagen wollte, kam erst das neunte, dann das vierte, dann das siebente usw.; aber das verteufelte erste wollte nicht kommen. Mit unterdrückter Stimme und heißem Atem rief sie:

„In — Vater — in Garten — in unser Vöglein — in unser Garten — in — is — in unser Hecke — von unsern Garten is ein Vögleinnest!"

Da war's heraus. Ich betrachtete den dicken Strich durch meine Arbeit als einen Fingerzeig Gottes und ging mit. Aber meine erwachsenen Beine gingen ihren Springebeinchen lange nicht schnell genug. „Komm schnell, Vater, schnell, sie piepen grade so süß!"

Wir treten behutsam näher — Purks geht auf den Fußspitzen und streckt vor Aufregung die Zunge aus — dann heb' ich sie leise empor und lass' sie hineinsehen. Von den Alten ist niemand zu Hause. Es ist ein Amselnest mit vier Jungen und zwei Eiern darin. Appelschnuts Augen gehen fortwährend von mir zu dem Neste und vom Neste zu mir; sie zittert am ganzen Leibe. Dann setz' ich sie wieder auf den Boden.

„Pappi, Pappi," flüstert sie, „sie machen immer so!" Und sie duckt sich nieder, zieht den Kopf zwischen die Schultern, schließt die Augen und sperrt dreimal hintereinander so weit wie möglich den Schnabel auf.

Und von diesem Augenblick an war die Welt für Purks nur noch ein großes Vogelnest. Sie sah und hörte und dachte nichts anderes mehr als Vögel.

„Pappa, eben is die Mutter gekommen!"

„Pappa, nu is der Vater gekommen!"

„Pappa, der Vater un die Mutter streiten sich zusammen!"

„Pappa, die Alte hat was in Schnabel, was is das?"

„Pappa, eben hat das eine Junge gans leise gepiept!"

„Pappa, eben hat die Alte so getan!" (Sie senkt den Kopf und äugt nach links.)

„Pappa, eben hat der Vater so getan!" (Sie senkt den Kopf und äugt nach rechts.)

Jedesmal, wenn ich zu einem tiefsinnigen Gedanken Anlauf nehme, werde ich durch die Sensationsnachricht erschreckt, daß ein Vogel nach rechts oder nach links geschaut habe. Die Sache wird noch anstrengender, als Purks noch andere Nester entdeckt hat und ich nun bald nach Norden, bald nach Süden, bald nach Osten, bald nach Westen gezerrt werde, um Kenntnis davon zu nehmen, daß ein Vogel gepiept habe. Appelschnut übernimmt auch einen Teil der Ernährungssorgen für die Vögel.

„Vögelschen, hier sind Ameisen!" ruft sie durch den ganzen Garten, „komm hierher, Vögelschen, hier sind Ameisen! Komm man her, ich tu' dir auch ganz gewiß nix!"

Aber das Vertrauen der Vögel zu den Menschen ist unwiederbringlich dahin. Zwar sind sie hier zu-

traulicher als anderswo; mein ganzes Haus hält den Atem an, wenn sich ein Spatz aufs Fensterbrett niederläßt, und wenn es nach Purks ginge, würden Frühstück, Mittagessen und Abendbrot der ganzen Hausgemeinde auf dem Altare der Vögel geopfert — aber doch bewahren sie unabänderlich die respektvolle Distanz. Wenn sie trotz allen Lockens und aller heiligen Versicherungen nicht kommen, dann steht Appelschnut mit einem traurig-nachdenklichen Gesichte da. Es mag sie ein ähnliches Gefühl bewegen, wie es mich einmal tief im Schwarzwald beschlich, als ich auf einsamer Wanderung ein Reh vor mir aufspringen und eilig den Bergeshang hinuntersliehen sah. Ich dachte: Gäb' es doch eine Weise, dem angstvollen Flüchtling zu sagen: „Hier ist keine Feindseligkeit, bleib! Hier ist Freundschaft und Friede!" Aber es gibt keine Sprache des Glaubens zwischen Menschen und Edelwild.

Man kann sich denken, daß meine Kulturarbeit sehr nachhaltig unterbrochen wurde, als Purks eines Morgens ein Spatzenjunges fand, das sich offenbar zu früh aus dem Neste gewagt hatte und sich nur mit kümmerlichen, schwachen Flügelschlägen langsam von der Stelle half.

„Pappi, er tut immer so!" Sie hockte nieder, hüpfte in kleinen Sätzen über den Rasen, schlug dabei mit beiden Armen und rief fortwährend in jämmerlichem Tone „piep, piep, piep!"

„Ach bitte, mein süßer Pappa, man zu, darf ich es? Bitte, bitte, Pappa!"

„Was denn?"

„Darf ich das kleine Vögelschen hol'n? Ach bitte, bitte, mein süßes, geliebtes Pappischen" (sie drückt meine Hand mit fürchterlicher Inbrunst), „denn geb' ich dir auch tausend Bijonen Küsse!"

„Nein, Purks, das geht nicht. Er wird schon fliegen

lernen, paſſ' nur auf. Es iſt ihm viel lieber, wenn du ihn in Ruhe läßt."

„Ach nein, Pappi, ſolls mal ſehn, denn wird er ers tot! Neulich is in Duſchis Garten auch ſo 'n kleines Vögelſchen geweſen, un das konnte ganich fliegen, un da hat Duſchis Vater ihn latürlich nich geſehen, un da hat er ihn totgetritten — getraten — getrotten... Vater, wie heiß es man noch?"

„Getreten." Wenn ſie mich fragt, muß ich ihr natürlich das richtige Partizip ſagen. Sonſt laſſ ich ihr durchaus ihre eigene Konjugation. Sie produziert die wundervollſten Formen und macht die ſchwächſten Verben ſtark. Ich ſehe einen würdigen Pädagogen ſein Geſicht in ſtrenge Falten legen und höre ihn rufen: „Wie! Ein falſch redendes Kind nicht korrigieren? Es in den gröbſten grammatiſchen Irrtümern ſtecken laſſen? Wie ſoll es da eine korrekte Sprache erlangen?" Sei getroſt, Verehrteſter, „eine korrekte Sprache erlangen" wird dies Kind ſo gewiß, wie es eſſen und trinken gelernt hat. Außerdem aber wird es ſprechen lernen, beſſer, früher und für länger als deine korrigierten Zungen. Höre und ſchaudere: Jeder richtige Plural, jedes richtige Präteritum, das geſtern noch falſch war, gibt mir einen Stich ins Herz, und ich denke: Wieder ein Farbenſtäubchen der Kindheit dahin! Hör' und entſetze dich! Wenn ich das Mädel auf den Knien habe und es ein Liedchen lehre wie dies:

„Der Kuckuck hat ſich totgefallen
Von einer grünen Weiden.
Wer ſoll uns nun den Sommer lang
Die Zeit vertreiben?

Ei, das ſoll tun Frau Nachtigall,
Die ſitzt auf grünen Zweigen

Und singet laut mit süßem Schall,
Wenn andre Vöglein schweigen."

Und wenn Purks dann sagt: „Mit süßen Schall", dann verbessere ich „mit süßem Schall"; denn ein falscher Akkusativ macht mir keinen Spaß. Wenn aber Purks dann sagt:

„mit süßen Schall—mmmm!"

und dabei die Lippen zusammenpreßt, daß sie ganz rot im Gesicht wird, und Augen macht, als träfe sie nun das Richtigste vom Richtigen — dann — nimm einen Stuhl und setze dich zuvor — dann bin ich zufrieden. Bildest du dir ein, daß ich so etwas korrigiere? Ich denke ja gar nicht dran! Oder wenn Appelschnut mit mir über die Sylter Heide springt und mich fragt:

„Pappa, wo sind eigentlich die Hünengrabben — nein, die grünen Hab — nein, wie heiß es man noch, Pappa?" wenn ich dann notgedrungen sage: „Die Hünengräber" und Appelschnut ruft: „Ja! Wo sind man noch eigentlich die Hünergräben?" — meinst du, daß ich dann noch auf Etymologie halte? Dann pfeif' ich auf Grammatik, Etymologie und Syntax und freu' mich, daß auf dieser Welt noch Kinder leben.

Inzwischen bringt Irene doch den unreifen Nestling in ihrer Schürze ins Kinderzimmer. Sie erklärt auf mein Befragen, daß Molly, der Nachbarshund, immer die jungen Vögel totbeiße und daß sie das Tierchen retten wolle. Es wird auf die Fensterbank gesetzt und Purks erhält die Erlaubnis, ihm einmal mit dem Zeigefinger ganz leise über den Rücken zu streichen. Sie tut es; sie berührt ihn leiser als ein laues Sommerlüftchen; aber das Glück geht ihr bis in die Haar- und Fußspitzen; sie zittert und zappelt an Händen und Füßen. Nachdem ich noch strenge Weisung gegeben

habe, daß das Vöglein im übrigen nicht angerührt werden dürfe, verlaß' ich das Zimmer, um meiner Arbeit nachzugehen. Aber schon nach fünf Minuten werde ich durch ein lautes Angstgeschrei erschreckt. Ich renne bestürzt nach dem Kinderzimmer. Der Vogel fliegt wild im Zimmer umher, von einer Ecke in die andere: Angst und Not haben ihn flügge gemacht, wie's manchem Menschen auch ergeht. Purks aber steht in eine Ecke des Zimmers gedrückt und heult wie sieben Schloßhunde.

„Was ist denn los?" frag' ich.

„Huuuuuu ... das kleine Vögelschen huuuuuu ... fliegt immer so doll huuuuuu ... un piiiiipt huuuuuu..."

„Ja, warum schreist du denn so entsetzlich?"

„Huuuuuu — ich bin bange, daß ich ihn beiß' huuuuuu..."

„Warum willst du ihn denn beißen?"

„Nein — ich — ich will ihn ja gar nich beißen — ich — ihn — er — ich huuuuuuuu..."

Ich kann nicht mehr an mich halten und muß laut herauslachen. Appelschnut aber wird von dieser frivolen Auffassung der tragischen Situation noch schmerzlicher berührt und geht jetzt zum forte fortissimo über. Endlich gelingt es mir aber doch, sie zu beruhigen.

Ich rezitiere ihr mit vieler Drastik die Verse von Klaus, der mit einem großen Prügel in den Wald ging, um Vögel zu fangen.

„Und die Vögel lachen Klaus
Mit dem großen Prügel aus,
Daß er wieder heimgegangen,
Zornig, weil er nichts gefangen,
Daß er wieder heimgestiegen,
Weil er konnt' kein Vöglein kriegen."

Auch Appelschnut lacht nun, daß die dicken Tränen, die noch an der Wange hingen, vor Schreck auf ihre Schürze herunterkollern. Und nachdem sie eine ganze Weile geschwiegen hat, spricht sie seufzend:

„Junge, das möch' ich zu gern mal hör'n!"

„Was, mein Kind?"

„Wenn die Vögel lachen!"

„Ja, das möcht' ich auch! — Was meinst du, wollen wir dem Spätzchen eine Freude machen?"

„O ja! Denn lacht er fürleich!"

„Wir wollen es fliegen lassen, ja?"

„M."

Ich öffne das Fenster, nehme das Tierchen behutsam in die Hand und halt' es hinaus. Diese Luft versteht es sofort, es fliegt auf den nächsten Zweig, von diesem auf den nächsten und weiter und weiter, als dächte es: „Je weiter von dieser Gesellschaft weg, desto besser." Auf Appelschnuts Gesichtchen aber sehe ich wohl die elegische Erwägung, was schöner sei, Großmut oder ein Vogel.

Armes Appelschnutchen! Noch ein großer Schmerz steht dir bevor. Um das Amselnest in der Hecke war es seltsam still geworden. Wir sahen eines Tages ganz still und behutsam hinein — da lagen wohl noch die vier Jungen und die zwei Eier darin; aber die Jungen waren mausetot. Da ging ein großes Klagen an. Endlich, nach einer nachdenklichen Pause, sprach Purks:

„Pappi, ich kann mir das wohl denken, wie das gekommen is."

„Ja?"

„Ja. Die Mutter is fürleicht weggeflogen un wollte was zu essen holen für die Kleinen, un da is sie unterwegs verunglücklicht un da sind die Kinder latürlich verhungert."

Es ist aber kein Unglück so groß, für Kinder trägt

es ein Glück im Schoß. Tod und Sterben sind ein traurig Ding; aber Begraben ist ein fein Vergnügen! Alle Kinder vereinigen sich zur feierlichen Bestattung. Appelschnut gräbt das Grab. Mit glühenden Wangen und lachenden Mundes gräbt sie ein Grab. Ein Bild, das mich seltsam ergreift. Ein Symbol der Natur, die mit Singen und Lachen tötet und begräbt. Nein, nicht ein Symbol, sie selbst ist es, die große furchtbare Göttin, die in diesem fröhlichen Kinde vor mir steht.

Der Inhalt des Nestes wird in einem weißen Sarge der Schokoladenfirma Stollwerck geborgen und reichlich mit Löwenzahn und Hahnenfuß bestreut. Der Sarg wird versenkt; ein Hügel wird aufgeworfen und über und über mit Gänseblümchen besteckt. Oben in den Hügel wird ein roter Ziegelstein eingelassen, und Herta schreibt darauf:

Hier ruhen
vier kleine Amseln und zwei Eier,
gestorben im Mai 1903.

Irene legt oben auf den Stein eine herrliche Traube vom Goldregen, deren Blüten in sanfter Trauer auf die Inschrift herabhängen und sie mit goldenen Tränen netzen.

Aus dem Fleckchen unter Tannen und Zypressen, wo dieses Massengrab sich findet, ist bereits ein ganzer Friedhof geworden. Binnen wenigen Tagen wurden neben den Amseln ein Buchfink, ein Kanarienvogel, ein Maulwurf und eine Scholle beigesetzt. Die Scholle hatte ihnen ein Fischhändler eigens zum Begraben abgetreten. Da ich dies nun für vorläufig genügend hielt und nicht gedachte, meinen Garten zu einem Montmartre der Tiere umzuwandeln, so hab' ich den fanatischen Totengräbern die Konzession zu weiteren Beerdigungen entzogen.

Aber der tote Maulwurf war euch ein Fest! Der tote Maulwurf, kann ich euch sagen, brachte Leben in Purksens Arme, Beine, Zunge und Augen! Sie kannte den dunklen Ehrenmann bis dahin nur aus Bildern und Beschreibungen.

„Mammi, Mammi, er tut so, kuck' mal!"

Und sie zog die Schultern hoch, machte die Augen ganz klein, schob das Mäulchen rüsselmäßig vor und zog die ausgebreiteten Hände an die Schultern. Und sie sah wahrhaftig aus wie ein Maulwurf, nur wie ein ganz hellblonder Maulwurf mit roten Backen.

Täglich findet sie wunderbarere Dinge.

„Pappi, Pappi," schreit sie, „komm mal schnell her, hier fliegt 'n großer Hummer!"

Ein im Garten umherfliegender Hummer reizt natürlich auch meine Neugier. Ich trete näher; Purks verrenkt sich Arme, Beine und sämtliche Gesichtsmuskeln, um mir anzudeuten, daß ich den Hummer nicht stören dürfe.

„Muß ganz leise sein," flüstert sie, „er hat sich auf 'ne Blume gesetzt!"

Auf einer Blüte des Rhododendrons sitzt denn auch zwar kein Hummer, aber doch wenigstens eine Hummel. Dergleichen kleine Unterschiede spielen bei Appelschnut keine Rolle. Sie ruft auch ihrer Schwester Herta, die etwas stürmischen Gemütes ist, wenn sie sie gelegentlich über den Haufen gerannt hat, mit der Indignation eines besonnenen Charakters nach: „Du Windfang!" Das Merkwürdige dabei ist, daß sie sehr gut weiß, was ein Windfang ist, ihn aus eigener Anschauung kennt, und so reizt mich denn schon lange das Problem, herauszubekommen, in welche Verbindung Purks die Wildheit ihrer Schwester mit jener gesundheitsförderlichen Einrichtung bringt.

Roswitha steht andauernd vorgebeugt und betrachtet

mit unersättlicher Neugier das farbenschimmernde Insekt. Habt ihr einmal darauf geachtet, wie es aussieht, wenn von solch einem vorgeneigten Köpfchen die blonden Haare ganz senkrecht herabfallen und als ein im Lichte flimmernder Vorhang das ganze Gesichtchen verhüllen, so daß nur die Nasenspitze hervorguckt, man also nichts sieht als Haare und ein Näschen? Achtet einmal darauf, wie's aussieht.

Wenn ihr aber meint, daß mit den Vögeln und Blumen und Hummeln die Wunder der neuen Welt erschöpft wären, so wäre das ein schwerer Irrtum. Die Zahl dieser Wunder ist unendlich, und ich kann gar nicht daran denken, sie alle aufzuzählen. Ihr müßt bedenken, daß für die erwachende, die reinen Augen aufschlagende Kindesseele alles auf Erden Morgenpracht und Wunder ist. Erst auf einer hohen Stufe der Entwicklung fühlen wir wieder mit Bewußtsein in allem das Wunder, wie denn wohl im Kindertume unser ersehntes vollkommneres Leben vorgebildet ist. Mit einem höheren Bewußtsein anschauen, wie die Kinder anschauen: das könnte das ewige Leben sein.

Ein Wunder ist z. B. auch der blaue Maurer und das, was er treibt. Wenn Handwerker im Hause sind, sagt sich Purks von aller Familie los: sie lebt dann ganz mit den Tischlern, Gärtnern, Maurern und Schlossern. Sobald ein gewisser Gärtnergehilfe sich sehen läßt, stürzt sie mit dem Rufe: „O, mein Lieblingsgärtner!" hinaus und attachiert sich ihm. Die beiden verhandeln dann auf dem Fuße der Gleichberechtigung über das, was gemacht werden soll und wie es wohl am richtigsten angefangen werde. Dem Tischler setzt sie haarklein auseinander, wie er ihr „gans leicht" einen Kaninchenstall bauen könne.

„Hast du denn Kaninchen?" fragt er.

„Nein, die verkauf' ich mir denn." Das ist auch so

ein Schandfleck in Purksens Bildung, daß sie „kaufen" und „verkaufen" nicht unterscheiden kann. Aber die interessanteste Persönlichkeit bleibt doch der „blaue Mauermann", so von ihr genannt, weil er eine blaue Bluse trägt.

„Pappi, der blaue Mauermann is doch süß, nich? Er hat eben zu mir gesagt: Na Kleine?"

Ich finde das auch sehr süß. Nach drei Minuten kommt sie wieder gesprungen.

„Pappi, Pappi!"

„Herrje! Was gibt's denn!"

„Der blaue Mauermann heiß Peter!"

„Ach nee! Weißt du das auch ganz gewiß?"

„Ja, er hat es mir selbs gesagt!"

„Na, Gott sei Dank!" Nachdem ich also zur Kenntnis genommen habe, daß der Mann Peter heißt, eröffnet Appelschnut ein längeres Gespräch über den blauen Maurer und die Natur.

„Das Haus macht doch der Maurer, nich, Pappi?"

„Ja, das Haus macht der Maurer."

„Un den Garten macht der Gärtner, nich?"

„Ja, er bringt ihn in Ordnung. Macht er auch die Bäume und die Blumen?"

„Nööö! Die macht die Natur!"

„Richtig, die macht die Natur." (Pause.)

„Un die Stühle — die macht der Tischler!"

„Richtig, die macht der Tischler. Und wer macht das Holz?"

„Das macht — — die Natur! Das Holz sind ja Bäume, nich?"

„Ja." Und so geht es mit Grazie ins Unendliche, wie alle Zungen- und Gedankenspiele der Kinder.

Und dann ist ein wunderbarer Mann natürlich der Krämer. Wenn ihr Wert darauf legt, Appelschnut nicht ernstlich zu erzürnen, dann zweifelt, bitte, nicht mit

dem leisesten Augenzwinkern daran, daß sie allein zum Krämer finden und allein, ganz allein ein Pfund Mehl kaufen könne. Tut es nicht, rate ich euch, wenn ihr sie nicht schwer beleidigen wollt. Sie hat es uns schon am Tage nach dem Umzug bewiesen, daß sie durchaus selbständig und ohne jede Unterstützung und Wegweisung Einkäufe machen könne; uns und der ganzen Umgebung hat sie es bewiesen; denn sie machte ihre Mission der ganzen Umwohnerschaft bekannt, indem sie in triumphierenden Tönen über die Straße sang:

„Ein Fund Salz un für zwanzig Fennig Streichhölzer von den besten! Ein Fund Salz un für zwanzig Fennig Streichhölzer von den besten!" und so immer da capo, bis sie beim Krämer eintrat. Als sie wieder herauskam, trug sie Salz und Streichhölzer im linken Arm, und die rechte Hand hielt sie krampfhaft geschlossen. Sie hatte es so eilig, daß sie mit dem Fuße gegen den Kantstein der Gosse stieß und fast gefallen wäre. Als sie mich gewahr wurde, schrie sie schon von weitem:

„Was ich hier wohl haaab!! Ob du das wohl raaten kanns!!"

Ich konnte es nicht raten, wußte es aber ganz gut. Als sie das Fäustchen aufmachte, klebten an sämtlichen Fingern und an der Handfläche Bonbons.

„Hat der süße Krämer mir geschenkt! Hier! Solls du hab'n!" Sie drückt mir drei in die Hand. Für die heuchlerische Freude, die ich zu erkennen gebe, werde ich sofort bestraft.

„Uh, schmeck' mal!" ruft sie entzückt, nimmt einen Bonbon, an dem sie sich schon ergötzt hat, aus dem Mäulchen und will ihn mir in den Mund schieben.

„Danke, danke", beeile ich mich zu sagen. „Ich mag jetzt keine Bonbons; ich rauche jetzt."

„Ach fui, Pappi, du muß mal schmecken!"

„Dann will ich einen von diesen essen."

„Na ja."

Die Havanna und der Bonbon ergeben zusammen ein nichtswürdiges Bittersüß; aber was tut man nicht für sein Kind!

Und soll ich euch noch von einem spaßigen Wunder erzählen, das Purks im neuen Heim erlebte? Wir waren an die Elbchaussee hinausspaziert, und mit einem Male brach Appelschnut in ein herzliches, schallendes Gelächter aus.

„Mammi, Pappi, kuck' bloß mal hin, Herta, Rasmus, kuck' mal: 'ne Straßenbahn mit 'n Ferd vor!!"

Sie hält das ganze Vehikel für einen köstlichen Witz. So schnell verfallen unsere Einrichtungen dem Gelächter der Nachkommen! Appelschnut gehört schon mit Haut und Haaren der elektrischen Weltanschauung.

Nicht einmal die Eisenbahn imponiert ihr sonderlich. Sie fährt nah an unserem Hause vorbei, und die ersten Tage lief Purks freilich mit der Gewissenhaftigkeit eines Bahnwärters bei jedem Zuge ans äußerste Ende des Gartens, um ihn passieren zu lassen. Inzwischen mußte auch ich zum Eisenbahnspielen herhalten, und zwar war Appelschnut Zugführer und Lokomotive und ich Fahrgast. Ich mußte den Zugführer hinten am Schürzenzipfel fassen, und dann ging es mit amerikanischer Geschwindigkeit durch den Garten. Als Fahrgast mußte ich aber gleichzeitig „Fh! — fh! — fh! — fh! — fh!" machen und mit Dampf pfeifen. (Das könnte unseren Eisenbahnministern auch passen!) Und diese Eisenbahn fand Appelschnut viel interessanter als die wirkliche, der sie bald mit Verachtung nachrief: „Ach, du alte langweilige Eisenbahn."

Da war der Hamburger Hafen ein ander Ding! Auf ihrer ersten Fahrt durch den Hafen war sie so

erregt, daß schon nach zehn Minuten ihr Spitzenhütchen auf den Wellen tanzte. Anfangs wollte sie weinen; dann aber tröstete sie sich damit, daß wir es ja wieder aufheben könnten, wenn wir auf der Rückfahrt wieder an dieselbe Stelle kämen. Und als sie wohl eine Viertelstunde Wasser und Himmel und Schiffe schweigend betrachtet hatte, da rief sie: „Gott, was gibt es alles auf der Welt!"

So tief bewegt das Anschauen der Natur ihr Herz und ihre Phantasie, daß sie darüber ganz von selbst zur Dichterin wurde. An einem dieser Abende hörten wir, wie sie, im Bette liegend, vor sich hinsang:

„Prachtvoll war es, als der Frühling kam;
Neben ihm zwei Rosen standen..."

Wir fragten sie, woher sie das habe, und sie antwortete: „Och, ich hatte solche Zahnschmerzen, un da konnt' ich nicht einschlafen, un da war ich so aufgeregt, und da hab' ich mir es ausgedacht."

Für ein unter Zahnschmerzen geborenes Werk find' ich es ganz passabel.

„Wenn ich abends in Bett lieg'," fuhr sie fort, „denn denk' ich immer fix an die schönen Tage, an Weihnach'n un Geburtstag, denn schlaf ich schön ein. Un wenn ich denn immer, immer noch nich einschlaf', denn seh ich mein Mammi un Pappi an, denn schlaf ich ein."

Über ihrem Bettchen hängen unsere Bilder, und unter dem Schutze dieser Bilder fühlt sie sich sicher. Aus diesen Bildern blicken für sie lebendige Augen herab. Auch in Appelschnuts sonniges Leben ist die Furcht getreten. In den ersten Jahren des Lebens fürchten die Kinder nichts, weil sie nichts wissen. Dann stecken sie ihr Händchen der Gefahr in den Rachen und jauchzen dabei; dann schlafen sie im Dunkeln. Erst allmählich, wenn sie merken oder nur ahnen, daß das

Leben Gefahren habe, lernen sie die Furcht kennen, die Furcht vor dem Dunkel, vor der Leere, vor dem Schweigen, vor der Einsamkeit. Das Leben hat für sie kein ehrliches Gesicht mehr; sie ahnen, daß es falsch sein kann, heimtückisch, böse, und daß man seinem Gesichte nicht trauen darf. So ist ja auch der Mut der Erwachsenen oft nur der Mut des Unwissenden, ihre Furcht oft nur die Furcht des Wissenden, und es ist eine tiefe Weisheit unserer Märchen, daß die Dümmlinge, die nichts können und nichts wissen, auf gut Glück in die Welt reisen und allen Gefahren dreist zu Leibe gehen. Spät und selten gelangt der Mensch ans Ziel dieser Entwicklung: Das Leben kennen und es doch nicht fürchten, seine Schrecken sehen und es doch nicht scheuen. Es ist vielleicht das Höchste, was der Mensch erreichen kann; nur der Weg durch die Furcht führt zur Furchtlosigkeit; aber nicht viele kommen aus der engen Schlucht des Bangens ans ewige Licht.

Da der Mund ein Hauptsinnes- und Hauptuntersuchungsorgan der kleinen Kinder ist, so haben wir Appelschnut eine heilsame Furcht beigebracht vor allem, was nicht für diesen Eingang des Leibes bestimmt ist. Sie hat eine stets wachsame Furcht vor Gift, diesem abgefeimten Heuchler unter den Feinden des Lebens. Und gleich am ersten Tage im neuen Heim gab es ein herzzerreißendes Geschrei: Purks hatte an eine Tür gelehnt gestanden, und da sie in besonders tiefe philosophische Betrachtungen versunken gewesen war, hatte sie an einem messingbeschlagenen Türdrücker geleckt. Gleich darauf war sie dessen innegeworden, hatte sich den Drücker angeschaut und ein winziges Fleckchen daran entdeckt. Im selben Augenblick hallte jeder Winkel der Burg von ihrem Wehgeschrei. Auf die bestürzten Fragen des herbeigeeilten ganzen Hauses schrie sie: „Ich hab' an den Türdrücker geleckt, un nu

is da Grünspan an!" Wir fanden nach langem Suchen mit ihrer Hilfe endlich den „Grünspan", und das Ende war ein allgemeines Gelächter und die feierliche Wiederholung des alten Lehrsatzes, daß Türdrücker nicht zum Belecken da sind.

Vor dem ersten Schlafengehen im neuen Hause zeigte ich den Kindern einen Knopf in der Wand ihres Schlafzimmers und sagte: „Wenn in der Nacht irgend etwas vorfällt, daß ihr uns rufen müßt, dann drückt ihr auf diesen Klingelknopf, dann kommen wir." Als ich dabei Purksens Gesicht betrachtete, hatte ich sofort meine Gedanken.

Richtig. Als wir uns nach den Schrecken des Umzugs soeben eines wohlverdienten Schlummers befliſſen, schrillte plötzlich die Klingel, und schon im nächsten Augenblick war meine Frau im Schlafzimmer der Kinder. Appelschnut stand wimmernd in ihrem Bettchen und heulte: „Ich haab' so was Schlechtes geträumt huuuuuuuuu..."

„Was hast du denn geträumt?"

„Ich hab' geträumt, ich hab' Käseschalen verschluckt huhuhuuuuuuuuüü..."

Da sie ungefähr alles, was man nicht zu essen pflegt, für giftig hält, so hat sie sich im Traum mit Käserinden vergiftet.

In der folgenden Nacht zur selben Stunde — drrr — schrillte die Klingel. Diesmal war ich mit zwei Sätzen zur Stelle. Purks saß im Bette; sie weinte nicht, sondern sagte nur mit nicht allzu großer Angst: „Ich hab' wieder geträumt, ich hab' was Schlechtes verschluckt." Ich beruhigte sie abermals, konnte mich aber dem Argwohn nicht ganz verschließen, daß sie es plässierlich fände, durch den Druck auf einen Knopf zwei springend lebendige Eltern requirieren zu können, die das Unbehagen der dunklen Nacht verscheuchten. Sie

hatte sich offenbar mit einem entsprechenden Vorsatze niedergelegt; dieser Vorsatz wirkte im Schlafe fort und erweckte sie mitten in der Nacht.

Tags darauf setzte ich ihr denn auch mit einer gewissen Entschiedenheit und Eindringlichkeit auseinander, daß die allnächtliche Alarmierung der Eltern nicht eigentlich Zweck und Bedeutung des magischen Knopfes in der Wand sei und daß ich sie angelegentlichst ersuchte, in der nächsten Nacht gefälligst nichts zu verschlucken. Das half; von nun an schlief Appelschnut wie ein Ratz.

Aber eine schöne Zeit ist es, gelt, wo man durch einen Druck auf den Knopf sich Trost und Liebe kommen lassen kann? Später wird es anders. Da kommen keine Eltern, keine körperlichen Wesen mehr, um uns das nächtliche Bangen von der Seele zu nehmen. Aber in jedem guten Seelenhaushalt ist ein Knopf und eine elektrische Leitung, durch die man Geister rufen kann, und was ich als Vater von Gemüt meinen Kindern wünsche, ist dies: daß sie zu allen Zeiten ihres Lebens gute, große und feste Gedanken wissen möchten, die auf einen leisen Wink an ihre Seite treten und sie aus Nacht und Bangen zurückgeleiten zum geruhigen Leben.

Appelschnuts Dummheit.

Es gibt Tage der Arbeit, an denen zum Beispiel ein Schriftsteller drei Romankapitel hervorbringt, in der Stadtbibliothek sieben Bücher vorfindet und auszieht, seinen fünf Kindern die Schularbeiten verbessert, neunzehn Briefe schreibt, drei erfolgreiche Besuche macht und des Abends zwischen Auskleiden und Schlafengehen noch eine vollständige Novelle entwirft, kurz: Tage, an denen alles „fleckt". Und es gibt Tage, die man mit frohem Arbeitsmut beginnt und die dahingehen mit Feder aussuchen, Tinte eingießen, Ofen regulieren, Fenster öffnen, Fenster schließen, Nagel putzen, Steuer zahlen, Medizin nehmen, umgestoßene Teetassen aufnehmen, aufdringlichen Besuch empfangen, zerrissene Hosenträger ausbessern und zerschnittene Finger umwickeln, o vermaledeite, höchst verruchte Tage! Und es gibt Tage des Sinnens und Träumens, die auch der Arbeit nicht freundlich und die dennoch fruchtreiche Tage sind, Tage, an denen das Leben uns gebieterisch verlangt und uns zuruft: „Feire, du Arbeitswüterich, und wenn tausend Pflichten drängen, feire und schaue die Welt, die um dich und in dir ist."

Solch ein Tag ist heute.

Vor einer Stunde ist mein Töchterlein Roswitha, bekannter unter dem Namen „Appelschnut", am Fenster vorübergesprungen, hat im Fluge ihr Mündchen an die Scheibe gedrückt und gerufen: „Hier ist ein Küßchen für dich", und ist verschwunden. Und die Kühle des Maimorgens hat den Hauch ihres Mäulchens fest-

gehalten, man sieht deutlich zwei runde, volle Lippen am Fenster abgedrückt, und jede zweite Minute muß ich nun nach dem Fenster blicken und nachsehen, ob auch das von Morgenhauch und Kinderatem gemalte Bild noch da ist. Ich kann heute beim besten Willen nicht arbeiten; denn ich muß unaufhörlich achtgeben, daß die reinliche Magd nicht mit ihrem Fenstertuch die liebliche Spur entferne.

Ja, laßt uns mit träumendem Blick in den Kelch einer Kinderseele blicken, die in kaum erschlossener Knospe alle Ahnungen künftigen Lebens umfängt! Laßt uns mit Appelschnut durch Garten und Feld gehen!

Sie ist so gern im Freien! Und wenn sie von draußen kommt, dann schwimmt ihr ganzes Persönchen im Rausch der frischen, freien Luft, und aus den Augen blitzt, aus den wirren Haaren glänzt, von den roten Wangen leuchtet eine wunderbare, beneidenswerte Strolchhaftigkeit!

„Pappi," ruft sie eines Wintertags, „Irene will nich mit 'raus, weil es so kalt is! Denn is sie doch 'n Stubenhöcker, nich?"

„Jawohl."

„Ich will nach der Eisbahn!"

„Du mußt mich aber doch erst schlafen legen!"

Es ist ein altgeheiligter Brauch, daß sie mich nach dem Essen auf die Chaiselongue wirft und daß sie dann auf meinen Schenkeln reitet, während ich ihr Lieder vorsinge oder allerlei Verslein vorspreche.

„Du mußt doch erst reiten!" sage ich also.

„Na ja." Sie schwingt sich in den Sattel.

„Oder magst du nicht reiten?"

„O ja—a."

„Willst du lieber nach der Eisbahn?"

„Och nee."

„Was magst du lieber: Auf mir reiten oder nach der Eisbahn gehen?"

„Och — — beides gleich."

Sie will mich durchaus schonen.

„Sag' einmal ganz ehrlich, was du lieber willst. Wenn du nach der Eisbahn willst, darfst du gleich gehen, ich bin dir gar nicht böse!"

„Eisbahn!!" schreit sie, springt auf den Fußboden und wird nicht mehr gesehn.

Aber jetzt ist der Frühling gekommen, und Appelschnut ist — mit Tränen sag' ich es: „ein Räuber".

In einem finsteren Tannendickicht unseres Gartens ist ihr Versteck, und wenn sie aus einem schwarzen Loch dieses Dickichts mit ihrem brennend roten Riesenstrandhut und ihren enormen Augen hervorfunkelt, dann mag wohl auch der beherzte Wanderer zittern, wenn nicht vor Angst und Schrecken, so doch vor Lachen und Rührung; denn aus diesen Augen glüht alles mögliche eher als Raub- und Mordlust. Ich muß vorübergehen und mich überfallen lassen. Sie schießt wie ein Pfeil aus ihrem Versteck hervor, umspringt mich und fährt immer mit den Händen an meiner Kleidung herunter, als wenn sie mich gänzlich abschälen wollte; dabei gibt sie ununterbrochen ein Zischen und Fauchen von sich wie eine Maschine, die Dampf ausstößt — sie scheint das für eine Eigentümlichkeit der Räuber zu halten. Sie schleift mich in ihre Höhle, und hier zeigt sie mir, was sie schon alles geraubt hat: eine alte Puppe, die ihr selbst gehört, eine leere Konservenbüchse und ein paar welke Kuhblumen. Dann blickt der Räuber eine Weile nachdenklich vor sich hin, und plötzlich ruft er:

„O Pappi, weiß du noch, wie ich mal mit Rudi am Fenster gespielt hab', im Schulweg, weiß noch? Da standen doch so 'ne ganze Menge Blumentöpfe

auf der Fensterbank, nich? un da setzten wir doch all meine wilden Tiere in die Blumen hinein, aus mei'm schilobischen Garten die Tiere, weiß du? Die setzten wir zwischen all die Zweige, un da reitet da 'n Soldat durch'n Wald, un der pfeifte noch rech so gemütlich vor sich hin: tüt tütlüt tütlüt tüt tüt — un da — mit ei'mal — da springen all die Löwen un Tiger un Elefanten auf ihn los: hra, hra, hra, wu wu wu — o, wie war das unheimlich!"

Dies Ereignis liegt schon Jahre zurück; aber es muß ein köstliches Spiel gewesen sein, denn immer wieder taucht es ihr aus der Vergangenheit hervor; sie hat es mir schon drei- oder viermal erzählt. Sie wird sich noch als Greisin dieses Waldes auf der Fensterbank erinnern.

Da — nach wenigen Minuten — ertönt Geschrei! Der Räuber hat sich von einem Kaninchen beißen lassen.

Sie hat zwei Kaninchen, ein schwarzes und ein weißes, und sie heißen „Swatt" und „Witt". Sie hat „Swatt" ein Brotkrümchen hingehalten, so groß wie eine Erbse, da hat „Swatt" danach geschnappt und hat sie gebissen. Es ist kaum eine Wunde zu finden; aber der Schreck, der Schreck! Wer hätte solche Heimtücke von Swatt erwartet, von Swatt, der ein so seidenweiches Fell hat!

„Witt is viel süßer!" versichert der gebissene Räuber, „als Swatt mich gebissen hat, da hat Witt mich so süß angeguckt!"

Und sie streichelt dem menschlich fühlenden Witt voll Zärtlichkeit über Kopf und Rücken. So belohnt an allem Ende sich die Tugend.

Als ich ihr die beiden Kameraden schenkte, ließ ich den Stall und die Tierchen am späten Abend bringen. Sie sollte sie am Morgen unversehens im Garten finden, und ich wollte mich ungesehen vom Fenster aus

an ihrer Überraschung weiden. Als sie sie am Morgen erblickte, genoß ihre Seele ein volles, wahres Wunder. Sie blieb erst von weitem wie erstarrt stehen; dann stöhnte sie in beklommener Freude: „Oooooo?? — Oooooo?? — Ooooooooo??" und dann blickte sie nach der Reihe ihre herbeigeeilten Geschwister an und fragte mit stummen Blicken: „Ist es Traum — ist es Wirklichkeit?" Nach einiger Zeit stieg ich erwartungsvoll hinab, um ihren feurigen Dank einzuheimsen.

„Pappi," schrie sie, „das schwarze hat vorn auf der Brust 'n entzücknigten kleinen weißen Fleck, un das weiße hat ganz braune Ohren, un das schwarze hat eben so getan" — und sie machte einen richtigen Kaninchensprung — „un das weiße hat eben so gemacht" — und sie machte beide Hände krumm und putzte sich damit das Schnäuzchen.

Ich erhielt also nicht nur keinen Dank, ich bekam nicht einmal meinen Morgenkuß, nicht einmal einen Gruß! Das war der Dank! — Und es war einer. Wer das Herzklopfen in ihren Worten hörte, der genoß mehr als Dank.

Sie strich ihnen schüchtern mit freudezitternder Hand über den Kopf.

„Was haben sie für sanfte Ohren! Nich, Pappi?"

„Ja," sagte Erasmus, um sie zu necken, „die Ohren sind zu hübsch, die wollen wir ihnen abschneiden und dann in einer Vase auf den Kamin stellen!"

„Pfui, Rasmus!" ruft Appelschnut, „das mußt du nicht sagen, sons träumen sie nachts davon!"

Endlich sagt meine Frau: „Hast du dich denn auch schon bedankt?"

„Ach ja," ruft sie hastig, „ich dank' auch schön, Mammi, ich dank' auch schön, Pappi!"

„Nicht mal ein Küßchen kriegen wir?"

„Ach ja, hab' ich ganz vergessen —!" und Mutter und Vater bekommen je einen geschäftsmäßigen Kuß.

„Und guten Morgen hast du mir auch noch nicht gesagt."

„Ach ja — guten Morgen — — o Pappi, es frißt, es frißt! Das weiße frißt!"

Erst am Abend blüht unter den fröhlichen Wirrnissen des Tages der eigentliche Dank empor. Sie ist nach vieler Mühe endlich unter der Bettdecke zur Ruhe gebracht worden. Als ich aber an ihr Bett trete, fliegen alle Kissen wieder umher; sie schlingt mir die Arme um den Hals und sagt:

„Ich dank' euch auch noch vielmals, daß ihr mir die Kaninchen geschenkt habt!"

„Hast du sie denn gern?"

„Leidenschaftlich!" versetzt sie mit so aufrichtigen Augen, als verstünde sie sich seit Jahren auf die Leidenschaft. Und nun regnet es richtige Küsse. Und dann ruft sie plötzlich:

„Die Natur ist zu süß, daß sie euch beide gemacht hat!"

Aus einer tiefgründigen Unterhaltung über Naturprodukt und Kunstprodukt weiß sie nämlich, daß Tische und Kleider und Würste und dergleichen von Menschen; Rosen und Menschen und Regenwürmer und dergleichen aber von der Natur hervorgebracht werden.

Voll psychologischer Hinterlist frage ich sie:

„Wo ist denn die Natur?"

Und prompt und sicher antwortet sie: „In der Luft!" und macht ein Gesicht dazu wie: „Das weißt du noch nicht?"

Endlich bring' ich sie wieder unter die Decke, und sie schmiegt sich tief und fest hinein.

„Ich mag so gern in mein Bettschen liegen," sagt sie

mit wohlig-blinzelnden Augen, „das ist so wollig!" Soll heißen: mollig.

Sie hat das Talent, zu genießen, ein Talent von ernster Bedeutung für unseren Kampf mit den Greueln der Welt.

Als aber fünf Minuten später ihre Mutter durchs Zimmer huschen will, steht Appelschnut schon wieder aufrecht im Bett und winkt ihr.

„Nun, was willst du denn noch?"

„Ich muß dir mal was sagen!"

„Na, dann sag's doch!"

„Nein, ich muß es dir ganz leise in Ohr sagen."

Meine Frau kommt heran, und Appelschnut sagt ihr ganz leise ins Ohr:

„Wenn ich mich freu', dann klopft mein Herz immer so laut. Sag' es aber nicht den anderen!!"

„Nein, nein!" versichert die heuchlerische Mutter, die darauf brennt, dies neue Geheimnis ihrem Manne zu verraten. „Nun mußt du aber auch schlafen!"

„Du hast mir aber noch gar nichts vorgesungen."

Das hat sie davon! Ihre Kinder schliefen alle ungesungen ein. Aber sie wollte, daß um die Wiege ihrer Kinder Gesang sei. Und so hat sie sie alle verwöhnt. Nun mag sie's haben. Und sie singt:

Da singt die Mutter Lied um Lied
Dem Kindchen vor und wird nicht müd';
Sie singt so sanfte Weise —

„Mutter, was is ‚Weise'?" fragt die mit allen Sinnen horchende Appelschnut, und die Sängerin muß es erklären.

So innig und so leise —

„Mutter, was is ‚innig'?"

Dscha — damit geht es schon schwerer! Erklär' einer,

was innig ist, einem fünfjährigen Kinde, dessen ganzes Leben noch lauter Innigkeit ist! Die Antwort ist fast noch schwieriger als die auf die Frage, die Appelschnut eines Tages auf einem Spaziergang an mich richtete:

„Du, Pappi, was sind eigentlich Kreuzzüge?"

Mit großem Eifer hörte sie die Geschichte Josephs, um sie mir, als ich nach Hause kam, brühwarm zu berichten.

„Da gingte Pharao an der Elbe spazieren, un da kamen mit eimal sieben dicke fette Ochsen aus 'm Wasser, un dann noch sieben dünne, un die sieben dünnen verschlangten die sieben fetten."

„Warum kam Joseph denn ins Gefängnis?" frage ich im Laufe der Unterhaltung.

„Weil er nix getan hat!"

Du ahnungsvoller Engel du!

Selbst als die Jungfrau von Orleans gelesen wurde, blieb sie drinnen und hörte zu, und endlich sagte sie:

„Wenn ich größer bin, geh ich auch ins Konzert und in die Jungfrau."

„Wie heißt denn die Jungfrau?" fragte man sie.

„Johanna!"

„Und wie heißt sie noch weiter?"

„Jungfrau!" versetzte sie wieder mit einem Ausdruck, als wenn sie sagen wollte: Wie fragst du dumm!

Sie ließ auch keine Ruhe, bis die Mutter endlich mit ihr zu lesen begann. Aber auch ihre Lesestunden sind Lebestunden.

Sie liest: „Rübe."

„Haben wir gestern gegessen!" ruft sie.

„Mus."

„Ei —", sie streicht sich über den Magen. „Mammi, wann essen wir mal wieder Apfelmus?"

„Lüge."

„O Mammi, neulich hat aber Berta gelügt!" (Berta: ein Nachbarskind.) „Sie hat gesagt, ihre Mutter reist weg, un denn kriegt sie 'ne Stiefmutter. Das lügt sie doch, nich? Stiefmütter gibt es doch gar nich, nich? Die gibt es doch bloß in Märchen, nich?"

Sie liest: „Juni."

„Was ist denn Juni?" fragt ihre Mutter.

„Juni? — Juni is 'n Oktober!"

Sie liest: „Karo."

„Mammi!" ruft sie, „der Terry ist aber doch zu frech! Er läuft immer über mein Beet, un wenn ich denn sag': Terry, du solls das nich tun! Denn stellt er sich einfach so hin" — sie rutscht vom Stuhle und stellt sich auf alle viere — „und kuckt mich ganz frech an."

Sie liest: „Gaul."

Und damit ist sie wieder beim A und O ihrer Sehnsucht.

„Mammi, wann krieg' ich eigenlich 'n lebendiges Pferdschen!"

Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd! Jedes Roß, das des Weges zieht, ist der Liebe und der Teilnahme Appelschnutens gewiß. Als der Eierhändler mit seinem Wagen beim Nachbar Schulze hielt, da schrie sie:

„O Pappi, was haben Schulzes für 'n wunderhübsches Pferd vor ihrem Eiermann!"

Ein guter Mann im tiefsten Süden von Afrika hat gehört, daß Appelschnut einmal so gern ihr Schaukelpferd gegen das lebendige Pferd eines Fuhrmannes vertauschen wollte. Er hat ihr geschrieben: Komm und besuch' mich, dann geb' ich dir für dein Schaukelpferd ein richtiges, lebendiges Pferd!

Seit der Zeit trägt Roswitha sich ernstlich mit Reisegedanken.

„Das geht ganz gut," versichert sie, „ich brauch' mein

Schaukelpferd ja nich zu tragen; ich zieh' es einfach am Band hintennach. Das kann man ja!"

„Das kann man, gewiß!"

Als sie aber doch jemand auf die etwas große Entfernung aufmerksam machte, rief sie:

„Er kann ja nur weiter herziehen!"

Wenn sie das Pferd erst hat, will sie es vor ihren Wagen spannen.

„Ich geb' das Pferdschen aber nich Rudi zum Spielen; der macht es latürlich gleich kaputt!"

Und trotz alledem! Trotz all der lebendigen Pferde, Hunde, Katzen, Hühner, Drosseln, Spatzen und Fröschе, die sie mit zärtlicher Hand berührt hat, zieht sie stundenlang vom Keller bis zum Dachboden eine hölzerne Garnrolle am Bande hinter sich her und hört diese Garnrolle miauen und schnurren, sieht sie springen und sich putzen. Und als die Mutter gar diese Rolle mit einem Stück schwarzen Plüsches umwickelt hat, da muß sie ihr auch ein Schälchen Milch hinstellen, und Appelschnut hört und sieht sie mit feinem, rotem Zünglein schlecken, und sie stürmt mein Studierzimmer und führt mir das reizende Kätzlein vor und läßt es miauen und schlecken, buckeln und schnurren; denn nun ist sie nicht nur davon überzeugt, daß die Garnrolle genau wie ein Kätzchen aussehe, sie ist auch tief davon durchdrungen, daß all wir anderen ob der ungemeinen Natürlichkeit und Lebendigkeit dieses köstlichen Tierchens der Bewunderung voll seien.

Gebt dem Kinde nur einen Stein, ein Stückchen Holz — sein schöpferisches Leben spricht ein wunderbares Werde! darüber, und je mehr Leben es geben kann, desto seliger ist es!

Doch dürfen wir den Bericht über Appelschnuts Bildungsgang nicht ganz aus den Augen verlieren! Er

bewegt sich oft in hohen Bereichen, dieser Bildungsgang!

Sie spielt zuweilen mit ihren Geschwistern ein sogenanntes Quartettspiel, dessen Karten die Bilder von Dichtern und Komponisten zeigen.

„Ja," sprach sie eines Tages, „Herta mag ja lieber Gluck leiden; aber mein Engel ist Mozart!"

Ein guter Engel. Ein Erzengel. Ich wär's zufrieden, wenn er ihr Schutzengel würde. In allen Künsten wird sie ausgebildet, auch im Malen und Zeichnen. Sie zeichnet alle Geschichten, die sie gehört hat, und nach einem geheimnisvollen System der Ethik zeichnet sie die guten Menschen mit einem Zylinder, die bösen aber barhäuptig.

Aber am gespanntesten horcht Appelschnut doch, wenn ihr die Mutter vorsingt oder Geschichten erzählt. Dann wandern alle Geister des Liedes oder der Geschichte sichtbar über ihr rundes Antlitz, und so unlöslich gebunden hängen ihre Augen an den Lippen der Mutter, daß hinwiederum das Dienstmädchen in seiner Arbeit stockt und, die halberhobene Tischdecke unbewegt in den Händen haltend, unlöslich an den Augen des Kindes hängt und seine trinkende Seele belauscht.

Hirschlein ging im Wald spazieren,
Trieb allda sein artig Spiel,
Daß es allen andern Tieren
Als ein lust'ger Freund gefiel.

Aber hinter einer Linde
Hielt der Jäger und sein Hund,
Und der Jäger mit der Flinte
Schoß das arme Hirschlein wund.

Hirschlein kann nun nicht mehr springen,
Denn sein wundes Bein tut weh;

Aber wenn die Vöglein singen,
Legt sich's weinend in den Klee.

Am anderen Morgen hörte ich sie im Garten singen. Sie lief um ein Beet herum und sang dazu mit lauter, hallender Stimme:

Hirschlein kann nun nicht mehr springen,
Denn sein wundes Bein tut weh —

und immer lauter sang sie, und immer schneller lief sie, immer rund um das Beet herum, und auf jeder Wange lag eine richtige, dicke Träne.

Vor dem Tode hat sie das ganze Grauen eines lust- und lebensheißen Kinderherzens.

Einmal, als ich mit ihr spazieren ging — wir waren eine Weile still nebeneinander hergegangen; im Gebüsch und in den Halmen der Kornfelder lag summende Sommerglut — da rief sie laut und scheinbar unvermittelt:

„Ich möcht' nie in mein Leben sterben!"

Und nach einiger Zeit sagte sie:

„Wenn du stirbs un Mammi stirbt auch, dann mach' ich mich auch tot. Wenn bloß einer von euch stirbt, denn mach' ich mich wohl nich tot; aber wenn ihr beide sterbt, denn mach' ich mich tot."

Mit dem Tode beschäftigt sie sich auch, wenn sie abends in ihrem Bettchen liegt und sich uneingestandenermaßen vor der Einsamkeit fürchtet. Und so ist es ganz wohl möglich, daß sie, obwohl sie schon dreimal endgültig zum Schlaf gebettet worden und die Mutter ihr mehrere Lieder vorgesungen hat, dennoch zum vierten Male nach ihr ruft und aus ihren runden und roten Backen heraus mit angstvollem Tone zu der Herbeigeeilten sagt:

„Mammi, ich bin so bange, daß ich an Bleichsucht sterb'!"

Sie, die Fünfjährige, die scheinbar nur in der Gegenwart lebt, sie kennt schon ganz die Wehmut des Vergehens und des Vergangenen.

Am Schulweg, in unserer ehemaligen Wohnung stieß an unseren Garten ein anderer, kleiner Garten, und in diesem erschien zuweilen ein liebes, blondköpfiges Kind, das nie aus seinem Gärtchen heraus durfte, aber übers Gitter hinweg erzählten die beiden einander ihre großen Angelegenheiten und Herzensgeheimnisse. Und über ihren Köpfen raunte eine alte mächtige Ulme.

Während Appelschnut sonst in den hellen Tag hinein schläft, fand meine Frau sie eines Morgens in grauer Frühe wachend in ihrem Bett liegen.

„Warum schläfst du denn nicht, mein Liebling?" fragte ihre Mutter.

„Ach, ich muß immer an Schulweg denken, un wenn ich denn an den Blondkopf und an die Ulme denk', denn muß ich beinah weinen."

Aber gleich darauf erschien ihr Bruder am Bett und schenkte ihr eine Stocklaterne. Und diese, obwohl sie ohne Licht war, scheuchte alle Schatten der Wehmut hinweg; Appelschnut nahm sie in den Arm, steckte — ich darf es eigentlich gar nicht sagen, und beileibe sag' es ihr keiner wieder! — steckte den linken Daumen in den Mund und entschlief beim Freudenschein der Laterne. — — — —

Immer, immer wieder muß ich nach dem Kuß am Fenster sehen und — leider — leider — die Sonne steigt und seine Spur beginnt zu verlöschen.

Ach, im Schulweg lebte ja auch Rudi, der goldgelockte Rudi, der immer Frithjof Nansen spielte und die „Fram" im Waschbottich schwimmen ließ, und große Stücke weißen, schwimmenden Papiers waren die Eisschollen, Rudi, der Appelschnutens erste unglückliche

Liebe war! Einstmals machte sie ihm einen regelrechten Heiratsantrag; aber Rudi lehnte ab, wahrscheinlich, weil der Gedanke nicht von ihm ausgegangen war. Dann aber sagte Roswitha:

„Ich geb' dir auch zwei Bonbons — wills du mich denn auch heiraten?"

Rudi dachte nach, schob die Lippen vor und sagte endlich mit ungalanter Lässigkeit:

„Na ja."

Diesen Rudi liebt sie noch immer; aber zu ihrem Manne hat sie inzwischen einen anderen, einen achtzehnjährigen jungen Mann bestimmt, der Konrad heißt und den sie ebenfalls liebt, weil er „so vermooft" (famos) mit ihr spielen kann.

„Konrad soll mein Mann werden," erklärt sie; „aber erst muß ich Mutter werden, und das dauert noch lange!"

Sie hat überhaupt kein Gefühl für Monogamie. Als bei irgendeiner Gelegenheit ihre Schwester Herta erklärte, sie wolle Hans Meyer zum Manne haben, und man Appelschnut fragte, wen sie denn wolle, da versetzte sie gleichgültig:

„Ach — ich nehm' Hertas Mann mit."

Überhaupt die Moral dieser fünfjährigen Wichtelmännchen! Es ist eine gänzlich unbeschränkte Moral. Von dem goldgelockten Rudi hat Appelschnut auch das Wetten gelernt, das noch vor kurzem im Reichstag so streng verurteilt wurde. Eines Nachmittags stand auf dem Tische vor mir ein Teller mit einem Stück Kuchen. Mit einem Knall springt die Türe auf und herein strampelt Appelschnut, beide Hände auf dem Rücken.

„Woll'n wir wetten, ob ich Bagißmannich gefunden hab'?" frug sie.

„Ja. Um was woll'n wir denn wetten?"

Sie hat natürlich längst den Teller entdeckt.

„Um'n Stück Kuchen!"

Wenn ich gewinne, krieg' ich also ein Stück von meinem Kuchen.

Ein Jahr früher war sie aber noch viel dümmer. Da kam sie einmal zu ihrer Mutter und rief: „Mammi, gibs du mir wohl 'n Apfel?"

Da sie sonst nicht zu betteln pflegt, fragte meine Frau:

„Warum denn?"

„Och, ich hab' mit Rudi um 'n Apfel gewettet, ob ich ihm wohl mein Automobil schenk', un nu hab' ich es ihm geschenkt, un nu muß ich ihm doch 'n Apfel geben."

Sie bekam zwei Äpfel, einen für Rudi und einen für sich, und zwei Küsse, einen vom Vater und einen von der Mutter; denn meine Frau und ich sind immer der Meinung, daß diese seltene Varietät der Dummheit belohnt werden müsse.

So dumm ist sie jetzt nicht mehr — o nein, sie wird immer klüger, immer klüger.

Die Sonne steigt immer höher, und das Lippenpaar am Fenster ist bis auf einen lichten, kaum erkennbaren Hauch verschwunden.

Steigende Sonne, du bringst uns das weiße Licht und nimmst uns den bunten Traum.

Auch unser sicherstes Glück: wachsen und sich vollenden — es ist Freude und Schmerz in einem Becher.

Ein Ausflug mit Appelschnut und anderem Kleinzeug.

Ein Mann, der gestern mittag in mein Haus getreten wäre, würde vielleicht den Eindruck einer schauerlichen Familientragödie empfangen haben; er würde geglaubt haben, der Erstickung und Zerfleischung eines Vaters durch seine Kinder beizuwohnen. Es handelte sich indessen nur um den etwas lebhaften Ausdruck der Freude, die diese Kinder darüber empfanden, daß der halberstickte Vater ihnen einen Ausflug nach Blankenese versprochen hatte. Es war nämlich ein halber Festtag: Erasmus war der Mannheit um einen gewaltigen Schritt näher gerückt; er war von Untertertia nach Obertertia versetzt worden. Er hatte sich schon am Morgen von seiner Mutter Geld geben lassen, damit er sich unmittelbar nach Schluß der Schule eine Obertertianermütze kaufen könne. Meine Frau sah ein, daß man einem Obertertianer nicht zumuten könne, mit einer Untertertianermütze nach Hause zu gehen. Er ist ein höflicher Bursche; aber in diesen Tagen geht er zeitweilig auch im Hause bedeckten Hauptes einher. Auch gibt sein Organ schon hin und wieder versehentlich tiefe Töne von sich, und auf der linken Hälfte der Oberlippe treten bei günstiger Beleuchtung zwei Härchen hervor, ein kürzeres und ein schon ziemlich langes. O pubelnärrische, gottselige Zeit, da die Vernunft noch zwischen Sopran und Baß hin und her zappelt und die Seele sich im Körper hin und wider wälzt wie

ein junger Neufundländer! Als ich die vier Blutegel der Dankbarkeit endlich von mir abgeschüttelt hatte, kam auch er, der sich männlich zurückgehalten hatte, schüttelte mir die Hand wie einem alten Freunde (der ich auch bin) und gab mir einen Kuß. Gottlob, er hält es noch nicht für kindisch, seine Eltern zu küssen! Nur vor kurzem einmal, als er von einer Tertianerkonferenz heimgekommen war, küßte er meine Frau und mich zur guten Nacht in auffallend oberflächlicher Weise; seine Lippen reiften die unseren nur wie ein Hauch — effleurer nennt es der Franzose — und dann war er verschwunden. Und meine Frau und ich waren übereinstimmend der Meinung, unter unseren Nasen so etwas wie den Duft einer Zigarette gespürt zu haben.

So unverkennbar nun der Tabak etwas spezifisch Männliches hat, so unzweifelhaft geschehen doch hin und wieder Dinge, die an der Mannheit des bald Fünfzehnjährigen irremachen. So zum Beispiel als ein Lehrer seines Gymnasiums gestorben war und die größeren Schüler der Anstalt mit umflorten Mützen an der Beerdigung teilzunehmen hatten. Es soll nicht behauptet werden, daß ihm die umflorte Mütze so viel wert war wie der gestorbene Lehrer, beileibe nicht; aber das steht außer allem Zweifel, daß das Gefühl, mit solch einem interessanten Attribut durch die Straßen gehen zu dürfen, die Trauer ganz außerordentlich milderte, ja, sie in unbewachten Augenblicken vielleicht in ein sanftes Vergnügen umwandelte. „Trauer wird durch Trauer zum Genuß", sagt Goethe, wenn er damit auch etwas anderes meint. In einem gewissen Alter kann ein neues schwarzes Kleidchen den Verlust einer Mutter vergessen machen.

Und ebenso vibrierte die Männlichkeit des Erasmus in bemerkbarer Weise, als er einen Choral auswendig

lernen sollte und sich zu Weihnachten eine Kreeke, das ist ein kleiner Schlitten ohne Handhaben, gewünscht hatte. Er ging im Zimmer auf und ab und memorierte mit lautem Sopran:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir"

und fragte seine Mutter, ob er die Kreeke wohl bekommen werde, sie sei nur billig, und dann rief er mit Baßtönen:

„Nur deine Gnad' vermag allein
Die Sünde zu vergeben"

und versicherte seiner Mutter, mit solch einer Kreeke könne man den Abhang an der großen Wiese ganz famos hinuntersausen. Das klarste Bild von dieser Mannesseele erhält man vielleicht, wenn ich mitteile, wonach er begehrte, als er sagen sollte, welche Näschereien er sich zum Geburtstag wünsche. Er wünschte sich Puderzucker, Mandeln, Rosinen, grünen Kräuterkäse und Salzgurken. Ein Charakteristikum dieses Alters ist es auch, daß einem solche Dinge nicht nur nacheinander, sondern auch neben- und durcheinander schmecken.

Und dann — ach ja — wenn ich ihm vor solchen Ausflügen und ähnlichen Freuden sage: Erst muß noch ein Stück Grammatik oder Mathematik oder Welthistorie, ein Stück Cäsar oder Daudet oder Marryat bewältigt werden, dann, ja dann überzieht sich sein Auge noch mit einem feuchten Schimmer! Aber ich kann's nicht ändern — auch mein Herz, wenn ich dergleichen verlange, überzieht sich mit einem Nebel — aber ich kann es nicht ändern, daß die Götter vor Rosinen und Kräuterkäse den Schweiß gesetzt haben, und daß die Traube erst süß wird durch den Frost. Und wenn mein Weib oder ich dann mit ihm an die Arbeit

gehen, dann hat er nach einer Minute alle Rosinen und Salzgurken vergessen, dann sitzt er mitten in den Dingen, einerlei, ob wir von Sesostris oder von Leydener Flaschen oder vom Schnabeltier oder von der Teppichweberei oder von den Absichten der Engländer in Tibet reden, und dann hab' ich das Gefühl, daß doch ein Mann in ihm steckt, daß schon damals einer in ihm steckte, als er frühmorgens um fünf mit nackten Beinchen zwischen Rouleau und Fenster stand und die Kaubewegung der Rinder studierte.

Die vier Vatermörder aus Freude haben sich endlich einigermaßen beruhigt und zeigen, obwohl Kinder eines Hauses, ihre Lust auf die verschiedenste Weise. Gertrud, die Älteste und nach ihrer Meinung Vernünftigste, kann vor Wonnebeben ihre Schuhe nicht zuknöpfen und vergießt im Vorübergehen ein halbes Dutzend Tränen, weil um zwei Uhr ihre Handschuhe noch nicht schließen wollen, da doch um drei Uhr schon aufgebrochen werden soll!

Irene, die scheinbar so Ruhige, scheinbar so Phlegmatische, die gelegentlich Krallen des Temperaments hervorstreckt, hat sich in einen Schaukelstuhl ergossen und schnurrt und spinnt auf dem Untergrunde des Himmels behagliche Träume vom Kommenden. Sie geht ihre stillen Wege für sich; darum, als sie noch kleiner war und meine Frau den Kindern vorgesungen hatte: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn", fragte sie unmittelbar nach dem letzten Tone: „Mut — ter, kann man auch zweimal die Ma — sern kriegen?" Dafür denkt sie ein anderes Mal, wenn die anderen von Masern reden, an das Land, wo die Zitronen blühn. Meine Frau behauptet boshaft, das habe sie von mir.

Herta, die Handfeste, kehrt in Zwischenräumen von fünf Minuten immer wieder zu mir zurück, um mir

in zärtlichster Dankbarkeit den Brustkorb zusammenzudrücken; Erasmus hat sich den Tell geholt und schwört als Vierunddreißigster auf dem Rütli mit — wehe dem Landenberger, wenn er's mit Obertertianern zu tun hätte! — Appelschnut aber, obwohl sie bald das gesetzte Alter von sechs Jahren erreicht haben wird, hat für ihre Lust noch nicht die hinreichende körperliche Auslösung gefunden; sie liegt noch auf dem Teppich, stößt alle vier Gliedmaßen abwechselnd oder gleichzeitig in die Luft und ruft: „Gott, ich freu' mich zu doll!" und als meine Frau eintritt, ruft sie: „Mutter, Vater is doch zu süß, daß er mit uns ausgehen will, nich?"

„Ja, das glaub' ich," sagt meine Frau, „solchen Vater möcht' ich auch haben."

Das geht Appelschnut ans Herz; sie läßt alle vier Gliedmaßen fallen, starrt nachdenklich die Zimmerdecke an und sagt dann beschwichtigenden Tones:

„Na, du hast ihn ja als Mann, das is auch ganz nett."

Wie sie denn überhaupt von unserer Ehe eine schmeichelhafte Vorstellung haben muß, was daraus hervorgeht, daß sie die ihrige genau nach demselben Schema einzurichten gedenkt.

„Nächstes Jahr bin ich doch groß, nich? Un wenn ich denn groß bin, denn geh' ich los und nehm' mir 'n Mann. Un das muß auch 'n Dichter sein, un denn muß er auch immer solchen Spaß machen wie Vater. Das mag ich zu gern leiden, wenn Vater un Mutter sich so aus Spaß zanken."

Als sie das gesagt hatte, blickte sie eine Weile tiefsinnig vor sich hin und sprach dann mit tiefem Ernste: „Latürlich muß es nich übertrieben werden."

Seit halb drei hält sich Gertrud in der Nähe der Haustür. In vierzig Minuten fährt unser Zug, und

bis zum Bahnhof sind's fünf Minuten. „Wenn wir bloß den Zug nicht versäumen", raunt sie ihrer Schwester zu. Sie hat schon dreimal probeweise den neuen Sonnenschirm aufgespannt. Er funktioniert.

Ich werfe einen Blick zum Fenster hinaus und sage: „Wenn's nur keinen Regen gibt!"

Einen Augenblick starres Schweigen, — und dann ein Sturm der Entrüstung.

„Aber Vaaater!! Heute gibt es doch keinen Regen?? Die Sonne scheint ja!!"

„Ja, aber sie scheint verdächtig. Sieh mal da die Wolken."

„Och, die paar!" ruft Herta. „Die gehen gleich wieder weg." In der Wetterkunde forsch wie in allem.

„Va—ter, wie kannst du bloß so was sa—gen!" schnurrt Irene.

Ja, wie konnt' ich nur. Ich begreife meinen Frevelmut selber nicht. Alles kann ja verregnen: Hochzeiten, Säkularfeste, Jahrtausendfeiern, Entscheidungsschlachten können verregnen, Muspell, der Weltbrand kann verregnen; aber der heutige Ausflug? O nein, so grausam ist kein Gott, und wenn's ein alter phönizischer wäre.

Man muß bedenken: es handelt sich ja nicht nur um den Ausflug! Da stehen noch andere Dinge auf dem Spiel. Eine Obertertianermütze, mit der man nicht heute paradieren kann, hat ihren Beruf verfehlt; ein neuer Sonnenschirm, den man nicht heute spazieren führen kann, hat seinen Duft, seinen Schmelz verloren; ein halblanges Kleid, wie es Irene vor drei Tagen bekommen hat, wenn es nicht heute gezeigt wird, eigentlich überhaupt keinen Sinn, und was ist Hertas Spitzenkragen, wenn man ihn nicht heute noch nach Blankenese trägt? Bei Appelschnut fallen nun gar zwei Gründe ins Gewicht: erstens ihr „schärpenes

Kleid" (das ist ein Kleid mit einer Schärpe) und zweitens Männe, der Dackel, der zum erstenmal mit ihr spazieren soll. Also ist jeder Regen ausgeschlossen.

Inzwischen ist, zu Gertruds tiefster Beruhigung, auch die Mutter mit ihrer Toilette fertig geworden.

„Mutter ist doch wirklich eine schöne Frau!" ruft Herta mit einer vehementen Umarmung, durch die sie der Bewunderten sämtliche Spitzen, Rüschen, Falbeln und sonstigen Ornamente zerdrückt.

Erasmus aber spricht mit verweisendem Tone: „Das bedarf doch gar nicht erst der Erwähnung."

Gegen zwei Damen des Hauses ist er ritterlich, gegen seine Mutter und gegen seine jüngste Schwester. Mit den anderen läßt er sich zuweilen zu Rempeleien herbei, die man geradezu untertertianerhaft nennen muß; aber seiner Mutter gegenüber ist er Kavalier; wenn ich nicht dabei bin, zahlt er sogar für sie aus ihrem Portemonnaie — und von Appelschnut läßt er sich alles gefallen. Eines Tages sah ich, wie sie mit beiden Beinen auf seinem Leibe kniete und ihm das Rohr einer enormen Gartengießkanne in den Mund steckte.

„Was macht ihr denn da?" fragte ich.

„Ach," rief sie, „er hat 'n hohlen Zahn, un nu gieß' ich ihm Aswald hinein." Sie hat nämlich gesehen, daß die Ritzen des Straßenpflasters mit Asphalt ausgegossen werden.

Eine Bewegung des Aufbruches geht durch die Massen — Gertrud legt die Hand auf die Klinke — nur hat sich bei Roswitha-Appelschnut eine Schleife gelöst, Herta hat — natürlich — ihr Taschentuch verlegt, Gertrud entdeckt, daß sie ihre Eisenbahnkarte vergessen hat und muß die Klinke fahren lassen usw. usw.

Mittlerweile verbreitet sich ein magisches, seltsam gedämpftes Licht durchs Zimmer. Und es wird immer magischer und immer weniger Licht und immer mehr

Dämpfung. Jetzt kann man es schon sozusagen dunkel nennen.

Na — ?

Na — — — ? ? ?

„Tip — terip — terip" — da schlägt es gegen die Scheiben. Es regnet.

Es wagt zu regnen!

Es entblödet sich nicht!

Meine gesunden Kinder haben lauter blasse Gesichter.

Dann wird zunächst die Tatsache geleugnet.

„Es regnet überhaupt gar nicht! Das waren nur so 'n paar Tropfen!"

Die Antwort kommt von draußen.

„Rrrrrrr!" geht es gegen die Scheiben wie auf einer Trommel.

Sie sind schon halb überzeugt, daß es regnet.

Grenzenlose Enttäuschung und Niedergeschlagenheit. So eine Falschheit.

„Vater, Vater!" schreit Appelschnut, „das Barmometer steigt!"

„Wer sagt, daß das ‚Barmometer' steigt?"

„Rasmus!"

„Ja, Vater," versichert mein junger Gelehrter, „gestern abend stand es hier und jetzt steht es da."

Wenn hier nicht jene Täuschung vorliegt, auf der ein großer Teil des menschlichen Denkens beruht, dann ist das Barometer in der Tat um ein Stück gestiegen, das man vielleicht als Zehntel eines Millimeters bezeichnen könnte.

Und außerdem geniert das den Regen draußen durchaus nicht.

„Das ist überhaupt nur ein Gewitterschauer", stellt Erasmus fest.

Da hat er recht; es wird sogar immer schauriger.

Da nun die Tatsache, daß es regnet, ziemlich feststeht, verlegen sie sich auf eine andere Taktik.

„Mutter, wir können ja Regenschirme mitnehmen", meint Irene.

Wer da weiß, daß fünf Kinder nur mit größter Abneigung einen Regenschirm mitnehmen, und daß sie den im letzten Augenblick auch noch mit Vorliebe „vergessen", der wird die Größe dieses Zugeständnisses würdigen.

Aber die Mutter schüttelt den Kopf. „Kinder, wie kann man bei solchem Wetter gehen!"

Bleierne Stille.

„Mutter, wir ziehen auch Regenmäntel an", beteuert Gertrud.

Wer da weiß, daß Kinder bei zehn Grad Kälte, wenn sich im Laufe des Tages ein einziger Sonnenstrahl gezeigt hat, versichern, man schwitze sich tot, wenn man einen Mantel anziehe, der muß zugeben, daß Regenmäntel das Äußerste an Konzession bedeuten.

Die Mutter blickt lächelnd ihre Älteste an und sagt nur: „Gertrud!"

Ich werde ja schon schwach; aber die Frauen sind darin anders. Im allgemeinen sind sie ja weicher als wir, und besonders die meinige hat ein weicheres und besseres Herz als ich; aber bei Wolkenbrüchen und neuen Kleidern sind sie härter, auch meine.

Jetzt hat Herta einen rettenden Gedanken. „Regen ist überhaupt gesund," erklärt sie, „da wird man ordentlich aufgefrischt."

Sie hat's nötig. Ihre Augen funkeln wie zwei Roßkastanien.

Aber auch der hygienische Gesichtspunkt versagt.

„Es klart schon auf", behauptet Erasmus.

Da er länger ist als ich und folglich einen weiteren Horizont hat, so ist nicht ausgeschlossen, daß sich irgend-

wo am Himmelsrande ein blaues Fleckchen findet, das mir entgeht. Ich kann ihm wenigstens nicht das Gegenteil beweisen.

Sie machen es mit allen Freuden, ja, mit dem Leben selbst wie mit den Früchten. Für Kinder gibt es eigentlich keine unreifen Früchte. Den grünsten Apfel kneifen und begucken sie so lange, bis sie ihn für reif halten, und dann beißen sie hinein. Wir hatten als Knaben sogar einen Übergangsbegriff gebildet; eine Pflaume, die sich durch angestrengtes Drücken bis zu einem gewissen Grade erweichen ließ, nannten wir „drückreif". Weil sie so viel Zeit haben, können die Kinder nicht warten; der Greis, dem nur noch wenig Zeit geblieben, wartet gern.

Der heutige Ausflug ist nun einmal „drückreif", und sie drücken emsig, das muß man ihnen lassen.

Und mit einemmal erhebt sich ein Aufruhr. „Es läßt nach!" — „Es hört auf!" — „Es regnet nicht mehr!" — „Es wird klar!" — „Es wird hell!" „Das schönste Wetter!"

Ich öffne die Tür zum Altan und trete hinaus. Der Regen macht in der Tat eine Atempause; es ist auch etwas heller geworden.

„O Vater, nun laß uns gehen!"

Als Schwächling, der ich bin, zucke ich die Achseln. „Fragt Mutter."

„O Mutter, man zuuu!"

„Kinder, es regnet ja gleich wieder. Seht nur die Wolken!"

„Ach Mutter, das sind keine Regenwolken!"

„Vater, man zuuu!"

„Vater hat schon so 'n bißchen gelacht; denn sagt er bald ja", erklärt Appelschnut.

Und in der Tat: in mir erwacht der Demagog, der um die Gunst der Masse buhlt.

„Meinetwegen," sag' ich, „wenn's Mutter recht ist."

Ich erfahre von neuem, daß die Gunst des Volkes unter Umständen mit Lebensgefahr verknüpft ist.

„Mutter, man zuuu!"

Und meine Frau spricht ein arithmetisches Wort, das sich auf die Sommerkleider bezieht.

„Mutter, wir nehmen uns ja so in acht!" Die Bande gibt die frivolsten Versprechungen.

„Ach was," sag' ich, „man los! Aber zwanzig Regenmäntel und vierzig Schirme nehmt ihr mir mit."

„Ja, ja, hurra, ja, hurra, ja!" Sie sind schon draußen.

Ich kann's ja nämlich selber nicht erwarten.

„Du bist ein leichtsinniger Mensch!" sagt meine Frau, und sie weiß, daß sie mir damit etwas ganz, ganz Altes sagt. — — —

Als wir hinaustreten, scheint sogar die Sonne, und die Wege sind leidlich trocken. Gleichwohl nimmt Appelschnut energisch ihr Kleidchen auf, das ihr bis an die Knie reicht. Erstens, weil es die Mutter auch tut, und zweitens hat sie versprochen, sich „in acht zu nehmen".

Wir betreten den Bahnsteig.

„Pappi, weiß du was?" flüstert Appelschnut mir ins Ohr, „laß uns 'n Buffet nehmen" (sie meint ein Kupee), „was noch ganz leer is, da kann man tüchtig Ulk machen!"

Für den Ulk ist sie nun einmal sehr.

„Herta!" rief sie am letzten Sonnabend, als sie aus dem Badezimmer kam, „laß dich bloß heute von Mutter baden; sie is heute zu ulkig, du lachs dich tot!"

Und dieselbe Leidenschaft hat sie für das Traurige, ist das nicht seltsam? Nein, es ist gar nicht seltsam; denn wer ein Kind ist, saugt das Leben durch alle Poren ein.

Im „Buffet" muß sie natürlich am Fenster sitzen,

sie und Herta, damit sie schauen können. Es hat mich tief ergriffen, als ich einmal von einem Kinde hörte, das am Tode lag, das seltsamerweise sein Schicksal kannte und das die Worte sprach: „Wie schade, daß ich sterben muß! Na — ich habe ja alles gesehen."

Sehen — sehen! Das ist die große Leidenschaft der Kinderseele.

„Mutter!" ruft Appelschnut plötzlich, „Kramers haben doch 'n Boden, nich?"

„Ja, ich weiß nicht," sagt meine Frau, „aber sie werden ja wohl."

„Ja, sie haben 'n Boden, un wenn man da aus'm Fenster guckt, denn kann man die ganze Welt sehen!"

Und dabei reißt sie die Augen auf, als wenn die ganze Welt hineinsollte. Und als sie wieder eine Weile hinausgelugt hat, fährt sie fort — und in ihren Augen glänzt das Märchen der Ferne —:

„Weißt du was, Mutter? Lottis Vater is vereist, gans weit weg, ich glaub', noch weiter als Malaga" (Malaga bedeutet für sie gewissermaßen die Säulen des Herkules), „ich glaub', es heißt Helgoland oder so."

Am Ziele der Fahrt gibt es einen neuen Hochgenuß. „Vater, bitte, laß mich selbs mein Bullett abgeben, bitte, Vater, man zu!"

Erinnert ihr euch noch aus eurer Kinderzeit, wie das Leben voller Freuden war? Man brauchte nur etwas, was sonst die Erwachsenen für einen taten, selbst zu tun — und die Erde war ein Sonnenland. Selber handeln, selber wirken — darin fühlt das Kind sich zum Menschen, zum Gotte wachsen. Was ist ein Streichholz, das Roswitha selbst entzünden darf! Eine neue Entdeckung des Feuers, eine Schöpfertat! In unserem neuen Hause, wo wir zum erstenmal elektrisches Licht hatten, durfte ich in den ersten Tagen keine Lampe

andrehen; wenn ich Licht haben wollte, mußte ich erst meine Jüngste herbeirufen, und wenn ich dennoch in Gedanken einmal selbst den Schalter drehte, so rief sie vorwurfsvoll: „Ach Vater!" und ich mußte ihr erlauben, die Lampen aus- und abermals anzudrehen. Und dank ihren Augen war es dann auch wirklich heller im Zimmer.

Die Lichtrechnung in jenem Monat war merkwürdig hoch. Ich habe noch andere im Verdacht, daß sie drehten.

Ich händige also Roswithen ihre halbe Fahrkarte aus. Und seltsam: sofort wird ihr Schritt fester und weiter ausgreifend, er wird sozusagen männlich. Der Kontrolleur sieht sie verständnisinnig lächelnd an — er scheint zu Hause ähnliche Gewächse zu ziehen — und sagt: „Du bist 'n fixe Deern." Das hat noch gefehlt. Mit überirdischen Augen gibt sie mir die Karte zurück. Wenn der deutsche Staatsbürger das Selbstgefühl hätte!

Und nun beginnt die Wanderung! Es gibt bekanntlich in der Mathematik einen Lehrsatz, der lautet: Zwischen zwei Punkten ist der gerade Weg der kürzeste. In der Geometrie der Kinder gibt es dagegen einen Satz, der heißt: Zwischen zwei Punkten ist der gerade Weg der langweiligste. Kein Euklid oder Archimedes hat ihn gefunden, das erste Kind hat ihn entdeckt. Auf den Umwegen liegt der Reiz des Lebens. Über jenen — zum Glück ausgetrockneten — Bach führt zum Beispiel eine Brücke mit einem Geländer. Einfach über diese Brücke gehen, wäre banal, reizlos, abgeschmackt. Aber den mäandrisch gekrümmten Weg um jede einzelne Stütze des Geländers gehen, von außen nach innen, von innen nach außen, von außen nach innen und so fort und um Gottes willen keinen Balken überschlagen — das ist das Wahre; darin liegt die Würze des Lebens. Es ist ja wahr, Roswitha hat

versprochen, ihr „schärpenes Kleid" „in acht zu nehmen", aber wer kann an alles denken! Brückengeländer machen überhaupt eine Ausnahme. Als sie den schlangenförmigen Weg zurückgelegt hat, soll „Männe" dasselbe machen. Aber Männe ist überhaupt mit Geistesgaben nicht übermäßig gesegnet; er sieht sie mit seinen melancholisch dummen Dackelaugen an, als wenn er sagen wollte: „Was wünschen Sie eigentlich?"

„Männe, du solls da immer so 'rum gehen!"

Männe sieht sie an und hat offenbar keine Ahnung.

„Männe, verstehst du mich denn gar nicht?"

Männe bedauert unendlich.

„Hund, du bis wirklich zu dumm!" ruft sie. Sie hat es mir auch kürzlich nach Berlin schreiben lassen, in einem Brief, den sie ihrer Mutter diktierte.

„Männe ist sehr faul und sehr dumm. Aber er hat mich lieb und ich ihn auch."

Und das ist wahr; er attachierte sich ihr sofort, als er in unser Haus kam, und wenn sie ausgegangen war, setzte er sich hin und starrte nach der Haustür wie Ritter Toggenburg. Ihre Liebe haftet freilich weniger an dem Individuum; wenigstens erklärte sie vor einiger Zeit, wenn sie groß sei, wolle sie drei Kinder und drei Hunde haben.

Übrigens gibt Männe seiner Herrin auch sonst noch Anlaß zur Klage. „Er is noch immer so ungehöflich," ruft sie, „wenn man die Tür aufmacht, läuft er immer zuerst hinaus! — Überhaupt: ich will ja lieber das schwerste Gedicht auswendig lernen als dem Hund was beibringen!" Aber lieben, wie gesagt, muß sie ihn doch; die Liebe prüft nicht, wägt nicht, sondert nicht — sie liebt.

Und nun hat Appelschnut was gefunden, und was hat sie gefunden! Eine dicke, fette, schwarze Wegschnecke, die zusammengekrümmt am Wege liegt!

„Vater, warum hat sie sich so zusammengekrümmt?"

„Nun, sie ruht wohl aus, oder sie fürchtet sich, daß du ihr was tust."

„Du süße kleine Schnecke, sei doch nicht so bange, ich tu' dir ja nix. — Vater, wann krümmt sie sich nun wieder auseinander?"

„Dscha — das weiß ich nicht." Schneckengedanken sind nicht meine Gedanken, und Schneckenwege sind nicht meine Wege. Das letztere dacht' ich aber nur.

„Vater, wo is eigentlich ihr Mund? Un wo sind ihre Augen? Un was frißt sie eigentlich? Vater, laß sie mal fressen!"

Und einen größeren Gefallen kann sie mir nun nicht tun, als wenn sie mich so mit dürstenden Augen fragt und mir mit dürstender Seele zuhört. Es gibt kein schöneres Glück, als einem Dürstenden zu trinken geben. Einem Hungernden zu essen geben ist auch schön; aber viel schöner ist, einen Dürstenden trinken sehen. Schneller als andere Nahrung geht der Trank ins Blut; im Nu durchrinnt er den ganzen Leib, und sogleich kommt er im frischen Glanze des Auges und im leisen Erbeben des Körpers wieder zur Erscheinung.

Eine Blume hat Roswitha gefunden.

„Vater, wie heiß die eigentlich?"

„Kampanula."

Sie bemüht sich, den Namen nachzusprechen; aber es will nicht ohne weiteres gelingen.

„Vater, ich kann es," ruft Herta: „Kampanula."

„Großartig."

Dann kommen wir an einer Bierbrauerei vorüber, in der eine mächtige Dampfmaschine arbeitet.

„Vater, was is das eigentlich, was immer so hin und her funkelt?"

Ich beschließe, mir einen Spaß zu machen.

„Das ist der Zentrifugalregulator. — Was ist das?"

„Der Zentrifrugal — nein — der Frentigal —"

„Vater, ich kann es!" ruft wieder die glimmeräugige Herta.

„Na?"

Und mit umfassenden Vorsichtsmaßregeln spricht sie: „Zen — tri — fu — galregulator."

„Fabelhaft", sage ich.

„Kampanula und Zentrifugalregulator" repetiert Herta mit triumphierendem Blick.

Und ich verfehle nicht, nochmals meiner Anerkennung Ausdruck zu geben. Sie hat das erhebende Gefühl der um ein wesentliches angeschwollenen Bildung.

Appelschnut hat sich inzwischen wieder mehr der Wissenschaft des Lebendigen zugewandt.

„Mutter, was is das, was die Kuh da unten hat?" Sie zeigt nach einer Kuh auf der Wiese.

„Das ist das Euter," sagt meine Frau, „darin ist die Milch, und daran saugen die kleinen Kälber."

„Mm. — Mutter, trinken die kleinen Pferde auch bei der Mutter?"

„Gewiß."

„Die Menschen auch", erklärt Herta.

Da bricht Appelschnut in ein schallendes Gelächter aus. „Die Menschen auch!" Sie kann sich gar nicht wieder beruhigen. Sie hält das für einen wundervollen Witz. „Herta, was machst du für 'n Schnack!"

„Ach du," ruft Herta mit dem heiligsten Eifer der Überzeugung, „ich hab' doch selbst gesehen, wie du an Mutters Brust getrunken hast!"

Appelschnut sieht mit einem jähen Ruck ihre Mutter an und hat plötzlich ein ganz ernstes Gesicht.

„Ja, ja, es ist so", sagt meine Frau lächelnd. „Herta hat ganz recht."

Da versinkt Appelschnut in tiefes Nachdenken.

Herta aber ist stolz, daß sie es gewußt hat, und nach einer kurzen Weile fragt sie ihre Mutter:

„Mutter, trinken die Jungens denn auch bei der Mutter?"

„Ja natürlich!"

In Herta ist nämlich eine Ahnung aufgestiegen, daß Mann und Frau nicht in jeder Hinsicht dasselbe seien. Sie macht aber, wie man sieht, noch eine verkehrte Anwendung von dieser Erkenntnis. Sie hält die Geschlechter für gar zu verschieden, während sie ihnen früher die gleichen Funktionen zuwies. Einen Aufsatz über Mozarts Jugend, den sie für die Schule schreiben mußte, begann sie nämlich folgendermaßen:

„In Salzburg lebte einmal ein Kapellmeister namens Mozart, der brachte einen kleinen Sohn zur Welt."

„Aber Herta," rief meine Frau, „er doch nicht! Seine Frau brachte ihn zur Welt!"

„Gott, Mutter, das 's doch egal!" rief Herta, offensichtlich verwundert über diese Wortklauberei.

Die Sonne scheint jetzt sogar stechend, und durch den Sonnenschein kommt ein Käfer gerad auf uns zugeflogen und ist ganz von einem Strahlenglanz umgeben. Dieser Käfer ist Appelschnut.

„Mutter, ich hab' Glück, ich hab' Glück, Mutter, ich hab' Glück!" ruft sie. Sie hat ein vierblättriges Kleeblatt gefunden. Und da könnten nun alle Völker der Erde versammelt sein: Eskimo und Feuerländer, Papua und Tscherokese, sie würden alle darin einig sein, daß Appelschnut Glück hat.

Ihr Glück im Finden ist überhaupt unerhört. Dann mal ein abgepflücktes Gänseblümchen, dann mal eine echte Gänsefeder, dann mal einen wundervoll roten Wollfaden und gestern gar ein leeres Sperlingsei! Sie findet sogar im Traum.

„Mutti, diese Nacht hab' ich was Süßes un was

Schreckliches geträumt. Ich hab' geträumt, ich fandte eine Puppe, die war lebendig, und da gab sie dir die Hand un sagte: ‚Guten Tag!' und da fiels du um un wars tot. Und da hatt' ich solche schreckliche Angst, und da wachte ich auf, un da kamst du grade 'rein und sagtest so recht süß: ‚Guten Morgen.' Wie hab' ich mich gefreut!"

Sie hat beinah ihre eigene Geschichte geträumt. Als ich die lebendige Puppe Roswitha fand und als sie meiner Frau sehr laut und kräftig „guten Tag" gesagt hatte, da war diese Frau umgefallen und wäre bei einem Haar gestorben. —

Plötzlich hat Roswitha eine großartige Idee.

„O Mutter, man zu, stiefmutter mal wieder 'n bißchen, man zu, stiefmutter mal 'n bißchen!"

Das Verbum „stiefmuttern" wird der geneigte Leser ohne meine geneigte Unterstützung nicht verstehen. Es war einmal rechte, warme Märchenstimmung in der Wohnstube, da mußte meine Frau darstellen, wie sich so eine richtig bösartige, greuliche Märchenstiefmutter eigentlich benimmt. Sie mußte ihre Kinder schelten, schlagen, kratzen, beißen, an den Haaren zerren und in die Ecken schleudern, natürlich immer so, daß das Vergnügen gewahrt blieb. Es war eine ebenso lustige wie geräuschvolle Familientragödie, und meine Frau muß seitdem die Rolle wiederholen wie Sarah Bernhardt die Kameliendame. Auch heut' hat Roswitha Verlangen nach diesem Kunstgenuß.

„Ich mag das z u gern haben, wenn du stiefmutters," sagt sie; „du bis doch sons immer so freundlich un sanft mit uns, nich? Un wenn du denn stiefmutters, das ist so 'ne Abwechslung."

Und in einem Park, der selbst ein Märchen ist und den der großherzige Besitzer — man soll solche Menschen nennen: Wriedt heißt der Mann — Tag für Tag

seinen Mitmenschen geöffnet hält, in diesem Park also muß nun mein Weib zur Hyäne werden, obgleich ihr die Rolle gar nicht „liegt". Aber ihren Opfern gefällt sie außerordentlich — mir übrigens auch; denn eine lachende Hyäne mit roten Wangen ist etwas Apartes — und erst als das Spiel bis zur Erschöpfung gespielt worden ist, denken einzelne daran, daß sie ihre neuen Kleider in acht nehmen wollten.

Übrigens tun diese Kleider, das halblange sowohl wie das „schärpene", der Spitzenkragen, der Sonnenschirm und die Obertertianermütze ihre volle Schuldigkeit. Wenigstens haben ihre Träger die Überzeugung, daß diese Dinge nicht spurlos an der Menschheit vorübergehen. Ich muß dabei an einen jungen Dichter denken, von dem zum erstenmal ein Gedicht gedruckt wird und der das Gefühl hat, daß Klio aufhorchend das Haupt hebt und im Schreiben innehält, um dann mit erhöhter Kraft das neue Ereignis in die Tafeln der Geschichte einzugraben.

Wieweit bei diesem Genuß der eigenen, gehobenen Persönlichkeit, bei Spiel und lustigen Sprüngen die Schönheit der Landschaft zur Geltung kommt, ist schwer zu sagen. Ich habe viel darüber nachgedacht, wieweit Kinder im allgemeinen für den landschaftlichen Reiz der Natur empfänglich sind, bin aber noch zu keinem bestimmten Ergebnis gekommen. Doch neige ich zu der Ansicht, daß der Sinn für paysages intimes sich verhältnismäßig spät entwickelt, und daß bei Kinderausflügen das neue Gewand, der Inhalt der Frühstücksdose und der Flasche und ein Spiel mit Sprüngen und Purzelbäumen das Interesse stärker in Anspruch nehmen als träumende Teiche und sinnendes Gebüsch. Gewiß gibt es spezifisch veranlagte Kinder, die schon das Ohr für den stummen Gesang der Dinge haben, und ich entsinne mich sehr wohl, daß ich schon früh in

einem Weg mit Bäumen noch anderes sah als Weg und Bäume. Aber das muß ich doch auch gestehen, daß sich in solche Gesichte oft genug die Vorstellungen eines festlichen Schinkenbrötchens und eines köstlichen Himbeergetränkes eindrängten, ja, daß diese zufolge ihrer substantiellen Energie nicht selten die luftigen Bilder eines verklärten Schauens weit in den Hintergrund drängten.

So habe ich denn auch ein weitgehendes Verständnis dafür, daß, als wir uns am Ziele der Wanderung um den sauber gedeckten Tisch versammeln, die laute Gesellschaft in ein tiefes und frommes Schweigen innerster Sammlung versinkt. Nur als Herta, die Hastige, so heiß wie sie ist, vom kalten Wasser trinken will, ruft Appelschnut warnend und wie eine Mutter:

„Herta, tu' das lieber nich; sons kriegst du 'n Umschlag!" Sie will damit sagen: Du kriegst einen Schlag und fällst um. Dergleichen hat sie erzählen hören, und solch ein memento mori vergißt sie niemals wieder. Sie pflegt denn auch mäßig und mit Vorsicht und Auswahl zu essen, und als ihr ein etwas holziger Spargel vorkommt, schiebt sie ihn zurück, weil er „so sehnig" sei. Darin denkt Erasmus nun anders; ein bißchen Holz macht ihm nichts aus. Er steht in jenem herrlichen Mannesalter, wo das Quantum bei weitem wichtiger ist als die Qualität, und wo man bedauert, daß man statt der nutzlosen Luft nicht ununterbrochen Klöße inhalieren kann. Wenn meine Frau und ich ihn essen sehen, das ist ein Lustspiel in sechs Akten. Wenn Jünglinge essen, greifen die Väter unwillkürlich nach dem Portemonnaie und denken an den Jahresabschluß. Und wenn ich bedenke, daß die Armee fast nur aus jungen Leuten besteht, die täglich in der frischen Luft exerzieren, dann begreife ich nicht die Bescheidenheit und Winzigkeit unseres Militärbudgets, obwohl

ich ganz gut weiß, daß es in den Kasernen nur selten frischen Spargel gibt.

Einen heiligen Eifer zum Essen und Naschen bewähren auch die weiblichen Glieder der Gesellschaft; immerhin erscheint er durch jene Anmut gebändigt, die diesem lieben Geschlechte innerstes Gesetz ist. Aber als Gertrud im Krankenhause an dem jetzt so beliebten Wurmfortsatz des Blinddarmes operiert worden war und als sie den ersten Besuch empfangen und einige Sätze sprechen durfte, und als ich mich über sie neigte und sprach: „Weil du so tapfer und vernünftig gewesen bist, sollst du eine Prämie haben — du darfst wünschen, was du willst — was möchtest du wohl haben?" — siehe, da hauchte sie mir ins Ohr die geflügelten Worte:

„So viel Fruchteis essen, wie ich will."

Und als Irene bei dieser Gelegenheit ihrer Schwester einen Tag lang Gesellschaft geleistet hatte und wir sie fragten, wie's denn in der Klinik gewesen sei, da berichtete sie das Menü. Ich finde das so lieb und so schön von den Kindern, daß sie auch aus ihrem Magen keine Mördergrube machen. Wie anders ist da die „menschliche Gesellschaft" in einem fashionablen Kurort, wenn der Gong zur Table d'hote gerufen hat. Ich könnte mich krank lachen, wenn ich sie eine halbe Stunde lang im Vorraum sitzen und „konversieren" sehe. Sie denken alle an die Suppe und tun, als dächten sie an den Phädon des Platon, und sie machen lächelnde Gesichter, als knurrte ihr Magen die Ouvertüre zum „Figaro". Jeder von ihnen hat Hunger; aber was jeder hat, ist unfein. Bis ein frisches junges Paar auftritt, das den höheren „Ton" noch nicht kennt oder auf denselben pfeift und — womöglich gar mit dem plebejischen Ausruf: „Hach, hab' ich einen Hunger!" — stracks Laufs auf die Tafel zuschreitet. Dann er-

heben sich ritenuto auch die übrigen und freuen sich, daß sie endlich essen dürfen und daß sie nicht angefangen haben.

Uff! Kinder, bei euch ist's besser. Ihr habt zwar immerhin — man muß zufrieden sein — etwas Erziehung, aber noch keine „Bildung". Appelschnut zum Beispiel ist noch so ungebildet, daß sie, nachdem sie sich mit ihrer „Servisette" gründlich die Lippen abgewischt hat, vor der Öffentlichkeit auf mich zuläuft und mir mit den Worten: „Du bist ein engeliger Vater, daß du mit uns ausgegangen bis, dafür muß ich dir tausend Küsse geben!" unzählbare — nach ihrer Meinung tausend — Küsse gibt.

Als nun der Kaffee aufgetragen wird, da zeigt sich, daß die Vertilgungssucht des Erasmus denn doch vor gewissen Rücksichten der Standesehre haltmacht. Meine Frau schiebt ihm ein paar Stücke Zucker zu und zwinkert mit den Augen.

„Gott, Mutter!" stößt er errötend und schamhaft lächelnd hervor. Und ich muß sagen, ich finde es auch von meiner Frau etwas kindlich, daß sie glaubt, ein Obertertianer mit Stehkragen von fünf Zentimetern Höhe werde noch Zucker naschen wie ein Hosenmatz ...

Da läuten ein paar sanfte Glöcklein der Kampanula! Ich rufe Herta herbei und frage sie: „Also, Herta, was ist das?"

„Zentrifugalregulator!" ruft sie mit Stolz.

Es gibt immer Pädagogen, die die Methode „Kampanula-Zentrifugalregulator" verteidigen und befolgen. Ich sage euch, sie taugt nichts.

An Erasmus fällt mir ein merkwürdig starrer Blick auf. Ich verfolge die Richtung dieses Blickes und gelange in gerader Linie auf den Zucker.

„Mutter, geht die Elbe da noch weiter hin?" fragt Roswitha. Sie zeigt elbaufwärts.

„Ja, noch sehr weit", sagte meine Frau.

„Bis zum Riesengebirge!" ruft Herta. „Die Elbe kommt vom Riesengebirge, da entspringt sie", belehrt sie ihr Schwesterchen.

Roswitha reißt weit die Augen auf und sagt nichts. Wenn ein Mensch nach innen blickt, macht er besonders große Augen. Das Wort „Riesengebirge" ist tief in ihre Seele gefallen. In ihrem kleinen Köpfchen steigt ein Riesengebirge auf und eine springende Elbe.

Und nun streckt sich langsam und lässig eine Obertertianerhand aus, erfaßt, allem Anschein nach mechanisch, ein Stück Zucker und schiebt es gedankenvoll in einen Obertertianermund. Ich nenne absichtlich die Hand gedankenvoll, und auch das Gesicht scheint gedankenvoll; es scheint die Unterschiede zwischen Zirrus-, Stratus- und Kumuluswolken zu erwägen; aber die Zunge, darauf wett' ich, die Zunge ist bei der Sache und weiß, was sie tut.

Schließlich, warum soll ein Obertertianer keinen Zucker essen? Er muß nur das Dekorum wahren und es mit einer gewissen Geringschätzung tun.

Meine Frau und ich sehen uns an — im selben Augenblick sieht er uns an — und unsere Elternblicke schauen diskret in die Bäume hinauf.

Und dann brechen wir auf, um den Heimweg anzutreten, und als ich mich umsehe, ob man auch nichts habe liegen lassen, da ist nichts liegen geblieben, auch das zweite Stück Zucker nicht.

Und alles geht vortrefflich, wenn auch nur zehn Minuten lang. Dann nämlich bricht ein Regen los, für den eine ganz andere Bezeichnung erfunden werden müßte. Die Tropfen, nein, die Wasserballen prasseln mit solcher Wucht herab, daß sie wie Gummibälle wieder emporspringen. Es regnet von oben, von unten, von vorn, von hinten, von rechts, von links, von links oben,

von rechts hinten usw. usw. Ja, aus der Erde scheinen Ströme zu brechen; denn in einer Minute haben wir bei heilem Fußzeug vierzehn nasse Füße. Der Regenschirm ist bekanntlich ein Institut, das man das ganze Jahr mit sich herumschleppt, um zu erfahren, daß er im Ernstfalle so wenig Wert hat wie verfassungsmäßige Garantien. Und nirgends ein Unterschlupf — doch, da steht eine junge Kastanie, die immerhin schon so etwas wie eine Krone hat. Es ist nicht viel; aber es ist doch etwas. Meine Großmutter pflegte zu sagen: „Besser eine Laus im Kohl als gar kein Fleisch", worüber sich freilich streiten läßt. Wir verzichten denn auch bald auf diese Laus von einem Kastanienbaum und ziehen weiter wie die melancholischen Überreste einer geschlagenen Armee. In meinen Stiefeln steht das Wasser schon so hoch, daß es bei jedem Schritte gluckst und aufquietscht, und das macht mir eine Art von Vergnügen. Es ist doch eine Art Marschmusik. Endlich sind wir am Straßenbahngeleise. Hier warten wir.

Er läßt lange auf sich warten, der Straßenbahnwagen. Warum auch nicht. Und zuletzt kommt doch einer. Ich winke dem Führer mit fanatischen Bewegungen: Halten! Er winkt wieder: An der nächsten Straßenecke ist Haltestelle. Hoch das deutsche Pflichtgefühl! Also spornstreichs auf vierzehn Füßen zur nächsten Straßenecke. Aber da standen schon viele, und als wir einsteigen wollen, klappt der Schaffner die Tür zu und brüllt: „Voll!" Der Wagen ist wirklich übervoll; aber der Mann brauchte sein „Voll" nicht so herzlos herauszubrüllen. Ich überlege noch, ob ich ihm nicht nach dem Beispiel eines berühmten Kollegen zurufen soll: „Ich bin Otto Ernst, der Dichter des ...", aber der Schuft ist imstande und kennt mich trotzdem nicht. Ich werde ihn in einem Straßenbahngedicht brandmarken; ich habe mir seine Nummer gemerkt.

„Jetzt können wir auch zur Eisenbahn gehen; es ist alles eine Flüssigkeit", sage ich.

Da ertönt es plötzlich hinter mir mit einem Stimmchen, das zwischen Erstaunen und Enttäuschung hin und her zittert:

„Wollen wir denn schon nach Hause?"

„Ja, Appelschnut, hältst du es noch für zu trocken?"

Da brechen zu allem Überfluß auch noch aus Appelschnuts Augen die dicken Tropfen hervor, und schluchzend ruft sie:

„Ich möchte aber so gern noch das Riesengebirge sehen!!"

Und da brechen wir übrigen sechs in solch schallendes Gelächter aus, daß Appelschnut uns ganz erschrocken anblickt. Heil dir, Appelschnut; du hast wieder blauen Himmel gemacht, obwohl es unvermindert fortregnet und außerdem hagelt.

Ich mache ihr nach Kräften klar, warum das Riesengebirge heute nicht mehr erledigt werden kann, und sie beruhigt sich sofort, als ich ihr sage, daß sie es in vierzehn oder fünfzehn Jahren wohl zu sehen kriegen werde. Sie ist ein Mensch, der vernünftig mit sich reden läßt.

Die Kleinen haben geheime Vorräte von Unternehmungslust, von denen wir keine Ahnung besitzen. Einst waren mein Weib und ich mit dem kleinen Erasmus den ganzen Nachmittag umhergestreift und hatten zum Schluß noch den Bismarckstein bei Blankenese an seiner steilsten Stelle erstiegen. Wir kamen müd und matt zu Hause an, und als meine Frau den Kleinen entkleidete, weinte er laut.

„Wir haben ihn überanstrengt; das Kind ist übermüdet", sagte ich, und meine Frau fragte ihn: „Was fehlt dir denn, Junge?"

„Ich will noch mal auf'n Bismarckstein hauftlettern", heulte er.

Da waren wir beruhigt.

„Gott zürnt nicht ewig", heißt es in Schubarts „Ewigem Juden", und in der Tat, als wir ins Coupé stiegen, hörte es auf zu regnen. Aber als wir ausstiegen, zürnte er schon wieder, und es regnete brünstig. Nun geriet ich doch allmählich in den Zustand der stummen Verwünschungen und langatmigen inneren Flüche, und meine Frau — da Frauen nicht fluchen — tat innerlich etwas dem Entsprechendes. Die Ärmste! Unsere ungemein praktische Frauenkleidung wird beim Regen so schwer, wie die Kugeln eines Galeerensträflings. Mein Weib ist vollständig erschöpft, und ich dulde alle Qualen des schlechten Gewissens. Hätte ich mich dem Drängen der Kinder gegenüber als Charakter bewährt, so säßen wir jetzt alle im Trocknen.

Es fragt sich nur, ob ein trockenes Leben von zweifellosem Reize sei. Als in den Schlafgemächern ein jubelndes Durcheinander von Stiefeln, Armen, Strümpfen, Beinen, Hosen, Röcken und Gelächter begann, und als Herta heimlich der Jüngsten zuraunte: „Das war 'ne feine Tour, nicht?" und Roswitha aus tiefstem Herzen antwortete: „Ja, das war die feinste Tour, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!" da dachte ich: „Sie sind die Weisen! Sie tragen ihr Wetter im Herzen mit sich, und dahinein fällt kein Regen."

Und als ich meine Frau ansah, dachte sie schon dasselbe und lachte, obwohl ihr noch ein großer Regentropfen über die königliche Nase rann.

Im Seebade.

Fragt eine Hausfrau, was es heißt: Eine fünfwöchige Badereise für sieben Menschen vorzubereiten! Eine Art Moltke muß sie sein, der bis auf den letzten Knopf und Kragen einen Feldzug organisiert.

Aber alle Sorgen, Berechnungen und Aufregungen solch einer Hausfrau um Koffer und Kasten sind nichts gegen Hertas Aufregungen um ihren neuen Puppenkoffer. Ihr müßt bedenken, es ist kein gewöhnlicher Puppenkoffer. Er hat Abteilungen für Hüte, Leibwäsche, Kleider, Toilettengegenstände usw. usw. und ist beinah so groß wie ein kleiner Menschenkoffer. Dieser Koffer ist ihr die Badereise; ohne ihn wäre die Badereise ein Garten ohne Pflanzen, eine Armee ohne Soldaten, ein Beefsteak ohne Fleisch. Es ist der Sinn der Badereise, daß man einen Koffer mitnehmen kann. Ich machte mir einen Scherz und sagte mit ernstem Gesicht: „Dein Puppenkoffer muß zu Hause bleiben; wir haben schon viel zu viel Gepäck."

Da schaute aus Hertas braunen Augen ein vernichtetes Lebensglück. Das konnte ich keine drei Sekunden mit ansehen, und schnell sagt' ich: „Ja, ja, du darfst ihn mitnehmen."

Da war das Lebensglück wieder wie neu.

Alle fünf großen Koffer machten meiner Frau nicht so viel Kopfzerbrechen wie Hertas Puppenkoffer. Sie mag im Erdgeschoß oder im ersten Stock, im Keller oder auf dem Boden sein — überall wird Herta wie aus der Versenkung neben ihr auftauchen und sie über die

Dispositionen in ihrem Puppenkoffer um Rat fragen. Und dabei stellt sich leider ein empfindlicher Mangel heraus. Auf Sylt ist die Witterung zuweilen rauh, auch im Sommer, und Herta hat für ihre Puppen keine Winterkleider! Da erklärt sich Irene bereit, ihr das Nötige zu leihen. Und da schlägt Herta ihrer Schwester die Arme um den Hals und küßte sie, und dann schaut sie sie an und sagt mit den Augen: Ich schwöre dir unauslöschliche Dankbarkeit und ewige Liebe über das Grab hinaus.

Drei Tage darauf war's, daß Herta bei Tisch ein allgemeines Schweigen durch den Ausruf unterbrach: „O Gott! Ich muß jeden Tag einmal sagen, daß ich glücklich bin!"

In ihrer Mutter Hände legt Herta überhaupt alles, was sie betrifft, ihr ganzes gegenwärtiges und künftiges Schicksal, auch die Wahl ihres dereinstigen Gatten.

„Du suchst mir einen Mann aus, und dann sag' ich zu ihm: Du sollst mein Verliebter sein."

So denkt sie sich den Hergang. Ob er sich so einfach abspielen wird, bleibt abzuwarten.

Was mich betrifft, so sind mir an der Badereise die Koffer nicht das Liebste; das Meer z. B. ist mir wesentlich lieber. Denn am Meere werd' ich faulenzen können! Sonst hab' ich zu dieser edlen Kunst kein Talent; ein verlorener Tag — wohlverstanden: nicht ein dem Vergnügen geweihter Tag, nein: ein vertrödelter, zwecklos verbummelter Tag hinterläßt mir einen schlimmeren Katzenjammer als sieben Glas Grog von schlechtem Rum — wenn ich sie trinken würde, meine ich, — aber am Meere kann ich faulenzen. Das Meer wiegt alle Gedanken ein, auch die Gedanken, die nicht schlafen wollen und nicht schlafen können, alle, alle; am Meere glaub' ich an die Vorstellung der Wilden, daß die Seele

den Körper verlassen und sich auf eigene Hand ergehen könne.

Und ich reise diesmal mit um so größerem Behagen, als meine Tochter Appelschnut mich über die Kosten vollständig beruhigt hat. Als wir schon in der Eisenbahn saßen, sagte ich: „Ich glaube, ich habe mein Portemonnaie vergessen."

„Pappi, ich hab' Geld mitgenommen!" rief Appelschnut.

„Wieviel?"

„Fünfzehn Fennige!"

„Na also!" Zu allem Überfluß fand ich dann auch noch mein Portemonnaie.

Aber nicht nur ein Portemonnaie habe ich mitgenommen, sondern auch Bücher. Ich beschränke mich darin und nehme selten mehr als ein Dutzend Bücher mit, da ich schon zehnmal erfahren habe, daß ich nur in vereinzelten Fällen eins davon zu Ende lese. Nachdem im Sand des Ufers eine tiefe „Kuhle" ausgegraben — so tief wie es das Grundwasser erlaubt — und ringsherum ein hoher Burgwall mit Ausblick auf das Meer aufgeworfen worden, bette ich mich so weich und warm wie möglich in die Kuhle und nehme mein Buch zur Hand. Diesmal ist es ein dickleibiges biologisches Werk über die Pflanzen und Tiere des Meeres. Ich befinde mich auf der dritten Seite der Einleitung, als ich aus weiter Ferne „Nuuu!" rufen höre. Ich lese weiter und höre gleich darauf lauter und dringlicher „Nuuu!" Da fällt mir ein, daß ich ja eigentlich mit meiner jüngsten Tochter Versteck spiele. In dieser Seeluft ist ein berauschender, benebelnder Tau, der alle Vorsätze, Versprechungen, Abmachungen, Hoffnungen und Befürchtungen in Traum und Dunst auflöst. Ich grabe mich also aus und mache mich auf, meine Tochter zu suchen. Ich sehe sofort ihren mächtigen roten Strand-

hut über einen Sandwall schimmern; aber ich suche sie natürlich lange und unter verzweifelten Ausrufen überall, wo sie nicht ist. Endlich „finde" ich sie: „Ach, da bist du!" Sie kreischt vor Vergnügen wie ein Seeadler und fliegt mir an den Hals. Auch von ihrem Munde kommt der Atem des Meeres.

Nun muß ich mich verstecken. Sie drückt beide Hände vor die Augen und steckt den Kopf in den Sand, um nichts zu sehen. Ich nehme mein dickes Buch und setze mich hinter einen Strandkorb. — —

Ich befinde mich auf der vierten Seite oben, als sich zwischen mich und das Buch ein roter Hut schiebt.

„Vater, du mußt doch ‚Nu!' rufen!"

„Ach ja, wahrhaftig, entschuldige!"

In dieser Luft wird ein Cato zum Windhund, ein Regulus zum Wortbrecher, und ein Picus von Mirandola verliert das Gedächtnis. Ich sammle mich wieder auf, verstecke mich mit meinem Buch hinter der Dünentreppe und rufe: „Nu!"

Ich bin auf der vierten Seite unten, als mir ein ganzer Mensch aufs Buch fällt und schreit: „Haaaa! Nu hab' ich dich!"

„Nu muß du mich wieder suchen!" ruft sie und ist verschwunden wie ein Hauch.

Man wird zugeben, daß dies nicht die Art ist, ein Dutzend Bücher zu bewältigen, zumal wenn man nach siebenmaligem Rufen und Verstecken mit Herta, der glücklichen Besitzerin des Puppenkoffers, „dritschern" muß. „Dritschern" heißt: einen flachen Stein so auf den Wasserspiegel werfen, daß er wiederholt abprallt, bevor er versinkt. Auch „dritschern" fördert die Lektüre nicht; aber als Vater kann man sich ihm nicht entziehen. Wie gut es ist, wenn man in der Jugend fleißig gewesen, das sehe ich jetzt: ich „dritschere" noch ziemlich schön. Aber Herta will es wie gewöhnlich im An-

fang nicht gelingen, und daran ist weniger ein Mangel an Geschicklichkeit als die Überfülle von Kraft schuld, die sie an alles wendet. Wie Brunhilde im Wettkampf den Felsblock schleudert, so wirft sie ihr Steinchen. Aber auch die stille, die innere Kraft hat sie, und da gelingt es ihr schließlich doch, und als es ihr gelungen, da lacht sie hell mit dem Mund und heller mit den Augen, wirft mir die Arme um den Hals — ich weiß nicht, ob es Liebkosungen oder Schläge sind — und küßt mich.

Herta, du siehst aus wie ein Symbol der Natur: Du küssest und zermalmst, und alles mit lachenden, unschuldsvollen Augen!

Die ersten drei Jahre ihres Lebens war sie ununterbrochen krank, ein trauriges Würmchen, die nagende Sorge der Mutter. Da gingen wir alle eines Sommers in ein jütisches Fischerdorf an der Nordsee, und in diesem Dorf waren drei Wochen lang heulender Sturm, peitschender Regen und unentrinnbarer Dorfgeruch. Wir verwünschten das Dorf und reisten nach Hause, und von Stund an war Herta gesund und ward fröhlich und stark. Wie oft verwünschen wir Toren das Glück, das wie Unglück aussieht!

Schließlich entläßt mich Herta freilich in Gnaden zu meiner Lektüre; aber inzwischen hat Roswitha-Appelschnut neue Kräfte gesammelt. Als ich auf der fünften Seite oben bin (noch immer Einleitung!), da tritt sie an mich mit dem Ersuchen heran, die gewohnten Zirkuskünste mit ihr zu exekutieren. Ich muß mich platt in den Sand legen; sie springt mit zehn Schritt Anlauf auf mich zu, und ich muß sie auffangen. Nach diesem „Todessprung" kniet sie in meine flachen Hände, und ich muß sie langsam und lotrecht emporheben. Dann folgt „Appelschnut, die Königin der Luft". Ich strecke

einen Arm hoch; sie legt sich mit dem Bauch auf meine flache Hand, streckt alle viere nach den vier Himmelsrichtungen, und ich muß sie drehen. Lauter Sachen, mit denen ich im Wintergarten zu Berlin ein Heidengeld machen könnte, wenn ich wollte.

Aber plötzlich ist Appelschnut verschwunden. Wie ein Traum ist sie entflohen. Die Kinder gehen mit der Mutter zum Baden. Darum! Sie ist schon ganz ferne, hinter zwanzig Sandhügeln.

Vor zwei Jahren war es noch anders. Da sah sie die weiß und grünen Wogen auf den Strand klatschen und in die Höhe spritzen, klatschte in die Hände, lachte, als ob das Herz zum Halse herausfliegen wolle, und dachte: Ei, was ist das Meer für ein Spaßmacher! Und gar nicht schnell genug ging ihr das Auskleiden, gar nicht früh genug konnte sie dem Spaßmacher an den Hals springen! Mit offenen Armen sprang sie ihm jauchzend entgegen — und im nächsten Augenblick lag sie sieben Meter weiter zurück mit der Nase im Sand; sie hob den Kopf, sah sich mit grenzenloser Verblüffung um, schnappte nach Luft, und als sie sie endlich hatte, brüllte sie mit der Brandung um die Wette. Es war eine Art Nachbildung der berühmten Arie: „Ozean, du Ungeheuer!" O dieser abscheuliche Grobian von einem Spaßmacher! Sie wollte ihn umarmen und mit ihm tanzen, und er schmiß sie auf den Strand wie einen gemeinen Sandfloh! Kurz, sie war dem Meere auf ewig böse.

Heute aber, da sie „schon groß ist", hat sie Poseidon verziehen; sie weiß ihm um den Bart zu gehen und seinen täppischen Späßen zu entschlüpfen, und am liebsten ginge sie im Wasser zu Bett. Wenn sie nicht baden darf, so streift sie Rock und Höschen auf und watet durch sämtliche Lagunen und Lachen, die das ebbende Wasser zurückgelassen. Noch gestern abend rief sie,

als meine Frau sie zu Bett bringen wollte: „Ach, Mammi, bitte, bitte, noch einen Augenblick, hier ist noch so 'ne himmlische Pfütze!"

Appelschnut, Appelschnut, was wird der „Verein zur öffentlichen Hebung der Moralität bei den Mitmenschen" dazu sagen, daß du von himmlischen Pfützen sprichst!

Ja, sie ist schon so sehr mariniert, daß sie jetzt auch einen Matrosen zum Mann haben will.

„Erst will ich barmherzige Schwester werden, und dann werd' ich wohl 'n Bauern nehmen, damit ich recht viele Tiere krieg', und dann heirat' ich 'n Matrosen." Es ist dabei zu bedenken, daß sie schon vier Spielkameraden Hoffnung auf ihre Hand gemacht hat und außerdem nach einer früheren Äußerung an dem Gatten ihrer Schwester Herta teilhaben will. Sie wird das System Blaubart akzeptieren müssen.

Und dabei sagt diese Dame, die sieben Männer haben will, noch statt „Badekabine": „Kabadebine!" Jawohl, meine Frau und ich haben es wiederholt gehört: sie, die schon in richtigen Konjunktiven spricht und sogar Konzessivsätze riskiert, sagt noch: „Kabadebine". Und wir haben uns fein gehütet, sie zu korrigieren; das Wort war uns ein wundersam rührendes Überbleibsel aus jener Zeit, da sie noch durch die Sprache wie durch einen Urwald tappte und die wunderlichsten Blumen und Wege fand. —

Also ich darf mich jetzt einer Ruhepause erfreuen. Ich habe mir in einem großen Eimer allerlei Seegetier gesammelt und will jetzt so lange hineinsehen, bis ein kleiner Seestern mit seinen Saugfüßchen vom Grunde des Eimers bis oben an den Rand hinaufspaziert ist. Damit kann man sehr gut ein paar Stunden ausfüllen. Wenn ich dies Stück Arbeit erledigt habe und nicht allzu müde bin, will ich einer meiner Entenmuscheln so lange zuschauen, bis sie fünftausendmal ihre feinen

Rankenfüße vorgestreckt und wieder eingezogen hat. Ja, wenn nicht mein Freund und Duzbruder Nazi wäre!

Nazi ist ein Dreijähriger; aber er ist groß und dick wie ein Sechsjähriger. Er hat einmal gehört, daß er zu dick sei, um schnell zu laufen; seitdem erklärt er, wenn er sich tummeln soll: „Kann nich, schu dick!" Er fiel uns schon auf der Herreise in der Eisenbahn durch die energische Erklärung auf, daß er nicht in der „heißen Tütbahn" fahren wolle, sondern in der „kalten". Die „Tütbahn" war natürlich die Eisenbahn, weil sie „Tüt" macht, und „heiß" war sie, weil er das Feuer unter dem Kessel der Lokomotive gesehen hatte. Das war ihm unheimlich gewesen, und darum verlangte er, kalt zu fahren.

Als ich mich kaum in die tiefsinnige Betrachtung meines Seesterns versenkt habe, höre ich den Ausruf: „Ich krieg' doch wasch schu eschen!"

Aha, also Nazi. Als er mich einmal mit Sand beworfen hatte, rief ich: „Wart', du Schlingel, du kriegst heute nichts zu essen!"

„Ich krieg' doch wasch schu eschen!" rief er.

Ich tat, als wenn ich aufspringen wolle.

Er kreischte halb aus Furcht, halb vor Vergnügen, sprang drei Schritt zurück und schrie: „Ich krieg' doch wasch schu eschen!"

Ich griff zähnefletschend nach einer Sandschaufel und schwang sie drohend.

Er kreischte wieder, sprang wieder drei Schritt zurück und schrie abermals: „Ich krieg' doch wasch schu eschen!"

Jetzt sprang ich zornbebend und wutschnaubend auf die Füße und lief drei Schritt auf ihn zu.

Er lief sieben Schritt, blieb stehen und schrie dasselbe, und bei dem „doch" klappte seine Stimme jedes-

mal über. Auch mit diesem Spiel könnte ich eventuell meinen Kuraufenthalt ausfüllen; Nazi würde nichts dagegen haben; aber ich mach' es nur einmal vormittags und einmal nachmittags; dabei werde ich immer noch, da Nazi fünf Wochen zu bleiben gedenkt, etwa siebzigmal alle Stadien der sittlichen Entrüstung darüber, daß Nazi etwas zu essen kriegt, durchlaufen müssen.

Nachdem ich auch diesmal mein Pensum Wut geschäumt habe, wird Nazi auf den Eimer aufmerksam. Er guckt hinein und fragt: „Wasch isch dasch?"

Ich nenne ihm die einzelnen Tiere.

„Worum tut die immer schon?" Er macht die Bewegungen der Entenmuschel nach.

„Sie holt sich was zu essen aus dem Wasser!"

„Da isch ja gar nix schu eschen!"

„Doch; da ist sehr viel zu essen; das kannst du nur nicht sehen."

„Worum nich?"

„Weil es zu klein ist."

„Worum isch esch schu klein?"

„Junge, das weiß ich nicht."

„Och, weisch doch mal!"

Dja, wenn's an meinem Willen läge, dann wüßt' ich noch ganz was anderes.

„O kuck' mal!" ruft er plötzlich, „der Hund wackelt mit'n Henkel!"

Ich bin natürlich sehr begierig, einen Hund mit einem Henkel zu sehen. Richtig, da steht ein Hund mit einem aufwärts gekrümmten Schwanz, und mit diesem Schwanze wackelt er. Man kann den Schwanz gar nicht treffender bezeichnen, als ihn der Dichter Nazi bezeichnet hat.

Endlich vermißt er meine Töchter, für die Nazi natürlich nächst Schlagsahne das Himmlischste auf der Welt ist.

„Wo isch dein Mädschen?" fragt er.
„Wen meinst du? Gertrud?"
„Nein, Fräulein andere Gertrud!"
„Irene?"
„Nein, Fräulein andere Irene!"
„Herta?"
„Ja."
„Die sind alle zum Baden. Willst du nicht auch baden?"
„Nein, kann nich, schu dick", ruft er und stapft mit den Säulen des Herkules durch den Sand von dannen.

Ich lese nun die fünfte Seite der Einleitung zu Ende; da ich aber zum Umblättern zu erschöpft bin — ich werde hier allmählich zum Weichtier —, so streck' ich mich zunächst einmal lang in den Sand.

Aaaaaaaaah — hahaaaaaa — — —

Und ich brate in der Sonne.

Und ich sehe fern, fern am Horizont ein kleines, weißes Segel, das will ich betrachten, bis es verschwindet. In jenem Schifflein sitzt meine Seele — ich weiß es! Und ich will meiner Seele nachschauen, bis sie in den veilchenblauen Himmel entschwindet.

Indessen brät mein Leib in der Hölle, in dieser unsagbar molligen Hölle, die meinetwegen ewig sein kann. Man kann die Genüsse von Himmel und Hölle nicht bequemer vereinigen.

Meinem Leib ist wohl wie einem angespülten toten Seehund.

Zuweilen ist es mir auch umgekehrt: Dann liegt meine Seele hier am Strande und hat sich in Sonnenschein verwandelt, und mein Leib schwebt unsichtbar in den Lüften, aufgesogen von den Wolken, von der trinkenden und trinkbaren Luft.

Meine Lungen sind vollständig betrunken von dieser

Luft, und mein Leib schmort, und wenn ich noch ein wenig warte, wird er zu brutzeln anfangen.

Wie es scheint, bestreut mich schon jemand mit Salz und Pfeffer; aber es ist nur Appelschnut, die mich mit Sand bestreut. Von unten anfangend, bedeckt sie mich nach und nach vollständig mit Sand. Sollte ich wirklich nur noch ein toter Seehund sein? Ich opponiere nicht einmal, als mir der Sand zwischen Hals und Kragen rieselt, obwohl dies kein eigentlich angenehmes Gefühl verursacht. Ein toter Seehund faßt keine Entschlüsse mehr.

„O Pappi, laß uns mal Pferd spielen!" ruft Appelschnut plötzlich.

Aber ich bin von meinen Forschungen über dem Wassereimer so angegriffen, daß ich ihr vorschlage, lieber Kuchen und Häuser zu backen, ein Geschäft, das man ohne große Veränderung der Körperlage etablieren kann. Sie ist sofort einverstanden, und wir backen in zehn Minuten eine amerikanische Großstadt mit Häusern, Kirchen und Kuchenläden. Allerdings bauen wir mit stetig wachsendem Arbeitspersonal. Nach fünf Minuten ist nahezu die ganze unmündige Strandbevölkerung auf der Arbeitsstätte versammelt. Und als ich nach abermals fünf Minuten emsig damit beschäftigt bin, in einem Garten sämtliche Blumen und Gemüse anzubauen, die sich aus Strandhafer herstellen lassen, empfinde ich um mich her eine abgrundtiefe Stille. Ich hebe den Blick: Meine Arbeitsgenossen sind schon in weiter, weiter Ferne; sie haben längst ein anderes Spiel begonnen und Appelschnut hüpft über die fernsten Hügel wie eine wandernde Mohnblume.

Verwaist, vergessen und öde liegt die Stadt. Schon beginnt der Wind, sie zu verwehen, die Flut, sie zu benagen. Nie wieder wird die eben noch Lebendige ein Hauch des Lebens erwecken; in einer Stunde wird sie

verschwunden sein. Wunderbare Welt des Meergestades! Selbst Kinderträume verwehen in dieser Luft noch schneller als drinnen im Land, und tiefer noch als anderswo senkt sich ins Herz das Gefühl: Auch deine Wünsche sind wandernder Staub. Du brauchst nicht nach Ägypten zu gehen: Diese verlassene Stadt der Kinder ist Memphis.

Aber auch die beschauliche Ruhe ist hier vergänglich; schon kommt Roswitha wieder herbeigesprungen.

„Mutti!" ruft sie erregt.

Ich wundere mich, daß sie mich als Mutter anredet, und sehe mich um — ach so: Meine Frau liegt neben mir im Sand.

„Mutti, Erna is immer so eisch; wenn wir spielen, denn macht sie immer Streit und wirft uns Sand ins Gesicht. Sei man gar nich mehr so nett mit ihr; wir sind alle von ihr weggegangen!"

In diesem Augenblick geht Erna, eine von den weniger erfreulichen Badebekanntschaften, weinend vorüber.

„Mutter, sie weint," sagt Appelschnut, „soll ich sie mal fragen, ob sie wieder gut mit uns sein will?"

„Ja, frag' sie nur."

Nach einer kleinen Minute wandern Erna und Appelschnut wieder Arm in Arm. Auch Roswithens Zorn verrinnt und verweht wie Wind und Welle.

„Was spielt ihr denn?" fragt meine Frau.

„Ach, wir spielen so fein! Krankenhaus! Mit unsern Puppen! Einer is heute schon dreimal operiert worden, un denn hat er noch Scharlach un Cholera!"

Allmächtiger! Je verzweifelter die Fälle sind, desto vergnügter sind diese barmherzigen Schwestern. Patienten mit weniger als drei Krankheiten scheinen gar nicht aufgenommen zu werden.

„Eben is auch 'n kleines Baby geboren worden, noch kein Jahr alt und hat schon 'n Keuchhusten!"

„Na, da habt ihr ja alle Hände voll zu tun", ruft meine Frau lachend.

„Ja!" rufen stolz die beiden wie aus einem Munde, und schon sind sie wieder über den Bergen bei den sieben Zwergen. —

„Ich krieg' doch wasch schu eschen!" schreit es nah bei meinem Ohr.

Nee, is nich, Nazi. Mein Morgenpensum ist erledigt.

„Ach, da ist ja mein Nazi!" ruft meine Frau. „Komm, sag' mir mal guten Tag."

„Kann nich — schu dick!" versichert er mit Überzeugung.

„Ja, wenn du zu dick bist, darfst du ja auch keine Schokolade essen."

Nein, nein, das ist eine mißverständliche Auffassung; für Schokolade ist er nicht „schu dick".

Die magnetischen Kräfte der Schokolade sind von der Wissenschaft, wie mir scheint, noch entfernt nicht in ihrer ganzen Gewalt erkannt. Wie aus dem Boden gestiegen, umstehen meine Frau im nächsten Augenblick mehrere eigene Kinder, zwei Schwestern des Herrn Nazi und einige weitere Strandbevölkerung.

Als Nazi auf dem Schoß meiner Frau sitzt, guckt er ihr minutenlang in die Augen. Irgend etwas tieferes Philosophisches scheint sich in ihm zu entwickeln. „Kannsch du mit deinen Augen schehen?" fragt er schließlich.

„Ja gewiß, Nazi! Warum soll ich denn mit meinen Augen nicht sehen können?"

„Deine Augen schind ja scho dunkel!" meint er.

Dieser Ausspruch Nazis ruft in der Korona seiner weiblichen Verehrer einen Sturm des Entzückens hervor.

„Ist er nicht zu süß?" jubelt Herta. „Gott! Solch einen kleinen Bruder möcht' ich auch noch haben!"

Aber Nazis sechsjähriges Schwesterchen spricht ein ernstes und passendes Wort:

„Tu' das lieber nich, Herta," sagt sie, „da is viel Arbeit bei."

Meine Frau ist durchaus der gleichen Meinung und drückt ihrer verstehenden Mitschwester dankbar die Hand.

Es ist auch zu bedenken, daß ich nicht nur schon fünf eigene Kinder habe, sondern daß ein allerliebstes kleines blondlockiges Mädel, ein Püppchen aus lauter Grazie und Spitzen, sich mir vollständig attachiert und mich ohne alles Verdienst mit Standhaftigkeit „Vater" nennt. Auch sie ist schuld, daß ich die Einleitung meines biologischen Wälzers nicht zu Ende lesen kann. Wenn sie ihrer Puppe das Bett macht, packt sie mir mit den Worten: „Vater, halt' mal, bitte!" erst die Paradedecke aufs Buch, darauf das Deckbett, dann das Kopfkissen, hierauf das Bettlaken und endlich Matratze und Pfühl, und ich kann nicht eher weiterlesen, als bis alles in der umgekehrten Reihenfolge, gehörig geklopft und gelüftet, wieder in den Puppenwagen gelegt worden ist. Und ferner ist zu bedenken, daß ich ja schon einen Nazi habe, einen viel längeren als diesen, nämlich den Obertertianer Erasmus. Wenn ihr einmal ein Füllen auf einer großen Weide beobachtet habt, dann habt ihr eine Vorstellung von Erasmus im Seebade. Solch ein Füllen, wie ihr wißt, steht in diesem Augenblicke still und nachdenklich da, um ganz plötzlich und unvermittelt den Kopf in den Nacken zu werfen, die Mähne zu schütteln und mit geblähten Nüstern, wiehernd, den Rasen stampfend und die Hufe gegen den Himmel werfend, zwanzigmal die weite Wiese zu umrasen, und in seinem Gewieher ruft es: „Ihr lächerlichen Menschen, wie

lächerlich klein ist eure Erde!" So auch Erasmus. Wenn vom Gefäß seiner Jugendkraft plötzlich der Pfropfen sich löst und knallend in die Luft fliegt, dann wird er zum jugendlichen Steppenroß, das fliegenden Laufes die Dünen und Sandwüsten der Insel durchstampft, und wenn ihn der Hafer sticht, wiehert er mit ungemeiner Naturtreue. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zentauren der griechischen Mythologie ursprünglich wildlebende Obertertianer waren.

Dabei zeigt dieses Natur- und Fabelwesen zu anderen Zeiten Momente einer überlegenen Ironie. Als er eines Morgens aus seinem Bette stieg, bemerkte meine Frau, daß er aus dem einen Zipfel seines langen Nachthemdes einen riesigen Knoten gemacht hatte.

„Was soll denn das?" rief meine Frau.

„Das soll mich daran erinnern, daß ich noch Cäsar präparieren muß."

Das war freilich schon stark gegen Ausgang der Ferien.

Gegen Mittag um zwölf Uhr kommt Erasmus an meine Sandfeste, um mich zum Baden abzuholen. Bei Obertertianern muß man die Badestunde immer unmittelbar vor das Diner legen, weil nur eins die Kraft hat, sie wieder aus dem Meere hervorzulocken: die Tischglocke.

Wenn wir dann zum Essen gehen, müssen wir auch an Nazis Tisch vorbei. Sein Vater erlaubt ihm nicht, die Versicherung, daß er doch was zu essen kriege, laut durch den Saal zu schreien; aber er blinzelt mir heimlich mit boshaftem Frohlocken zu, und ebenso heimlich schüttle ich grollend die Faust.

Wir entwickeln alle einen ziemlich gleichmäßigen Appetit, den bekannten nördlichen Luft- und Meerhunger; aber Appelschnut wollte ihre Milch nicht trinken.

Da habe ich sie dazu überredet, ihre Mutter regelmäßig bei Tische „anzuführen". Ich gab ihr den teuflischen Gedanken ein, ihre Milch heimlich auszutrinken, dann zur Mutter zu sagen: „Ich mag keine Milch!" und wenn die Mutter sie dann tadelte, ihr triumphierend das leere Glas zu zeigen. Das wiederholen wir nun bei jeder Mahlzeit und — merkwürdig! — jedesmal fällt meine Frau wieder darauf hinein, und jedesmal tauschen Appelschnut und ich danach einen Blick der freudigen Genugtuung: „Sie ist richtig wieder auf den Leim gegangen!"

Bei Tische muß ich, einem stillschweigenden Übereinkommen gemäß, ein gewisses Quantum Witze für den Hausgebrauch machen, zum Beispiel, wenn der Roquefort, der Maden hat, durch einen Camembert abgelöst wird, muß ich sagen: „Le Roquefort est mort, vive le Camembert!" oder so etwas Ähnliches; der Nachmittag aber gehört dann allerdings vorwiegend der Ruhe. Zwar nehme ich, in der Sandgrube liegend, die Biologie der Meeresorganismen vors Gesicht, aber doch nur in dem vollen Bewußtsein, daß dieses Bewußtsein schon nach Beendigung des ersten Vordersatzes schwinden werde.

Natürlich: wenn ich von Ruhe gesprochen habe, so hat das keinen Bezug auf die Kinder. Kinder haben ein so ruhiges Herz, daß Haupt und Glieder der Ruhe nicht bedürfen. Ich habe denn auch kaum das Quantum Schlaf genossen, dessen man nach einem solchen Vormittage dringend bedarf, als mir aus Traumeshimmeln etwas ziemlich Schweres, Warm-Lebendiges auf den Magen fällt. Selbstverständlich Appelschnut.

„O Pappi, wir spielen zu fein! Karl is der Wolf, un ich bin das Pferd, un denn kämpfen wir uns immer mit'nander!"

Ich habe also ein Pferd auf dem Schoß. Auch in

diesem Augenblick, da sie auf meinem Schoße sitzt, fühlt sie sich vollkommen als Pferd. Aber das Pferd hat einen sehr kräftigen Schmutzfleck im Kleid.

„Roswitha, wie hast du das schöne neue Kleid beschmutzt!"

„Ach, das war so naß geworden, un da wollt' ich es mit Sand wieder rein machen, un da war es mit einmal so schmutzig."

Der Sand muß starke Beimengungen von rötlichem Ton gehabt haben.

„Sag' es man nicht erst Mutter," meint sie, „sie ärgert sich bloß."

Diese Besorgnis um die Mutter finde ich ergreifend.

„Ich weiß ja, mein süßes Väterchen sagt nichts", dabei wirft sie mir die Arme um den Hals, küßt mich und trabt mit dem Wolfe davon.

Nicht einen Augenblick ist ihr der Gedanke gekommen, daß es für ein Pferd absurd ist, sich auf den Schoß seines Vaters zu setzen und ihn zu küssen.

Nach einer Viertelstunde kommen Pferd und Wolf wieder auf mich zugerannt, und das Pferd ruft in großer Erregung: „Vater, Karl will nich glauben, daß die Erde sich immer so 'rumdreht!"

Als Anhänger des kopernikanischen Systems bestätige ich, daß die Erde sich immer so 'rumdreht.

Karl wird nachdenklich.

„Er meint, dann fallen wir ja alle um!" ruft Appelschnut.

„Nein, die Erde hält uns fest und nimmt uns alle mit."

„Wir drehn uns auch alle!" erklärt Appelschnut.

„Die Schaufel auch?" fragt Karl, auf eine im Sand steckende Schaufel zeigend.

„Die Schaufel auch", bestätige ich.

„Der Strandkorb auch?" — „Der Strandkorb auch." „Du auch?" — „Ich auch. — Und du auch."

„Ich?" — „Ja."

„Hähäää — das ist nicht wahr!" ruft Karl mit überlegenem Lachen, und vor dieser Überlegenheit muß ich wie schon so oft in meinem Leben verstummen. Karl dreht sich nicht mit.

Und so verfließt der Nachmittag, so verfließt der Tag, und gleich auf den ersten Tag folgt der letzte Tag. Ganz anders ist es als in den Tagen der Schöpfung. Da heißt es: „Es ward aus Abend und Morgen ein Tag." Hier müßte es heißen: „Aus Abend und Morgen werden vierzig Tage, hundert Tage, tausend Tage." Was zwischen dem ersten und dem letzten Tage liegt, ist ein stilles, ewiges Fließen von Wasser und Wind, von Atem und Traum, und so wenig du die Tropfen im Meere zählst, so wenig dir daran liegt, sie zu zählen, so wenig achtest du hier der Tage im Meere der Zeit.

Wehmütig raffen die Kinder am letzten Tage den kleinen Hausrat unserer flüchtigen Wohnung zusammen; wehmütig stehe ich dabei, das Werk über die Pflanzen und Tiere des Meeres mit seiner unausgelesenen Einleitung in der Hand haltend. Da höre ich aus weiter Ferne ein Krähen. Ich suche lange nach dem Ursprung dieses Schalles und finde endlich oben am Rand einer hohen Dünenklippe zwei Menschen, die wie eine Dame und ein Kind aussehen. Da der Wind herübersteht, so höre ich endlich mit angespanntestem Gehör: „Ich krieg' doch wasch schu eschen!"

Da reiß' ich von unserer verfallenen Strandburg einen mächtigen Pfeiler los, pack' ihn mit beiden Händen und schüttle ihn mit furchtbarer Drohung.

Und der Wind trägt mir ein letztes, jauchzendes Kinderlachen zu.

Und ganz zuletzt erlebe ich noch etwas Wundersam-Schönes.

Mein Töchterlein hat hier eine Freundin gefunden, die heißt Else. Totweinen würde sie sich, wenn sie Else niemals wiedersehen solle, so hat Irene erklärt. Nun umwandern sie, um Hals und Hüfte innig Arm und Arm geschlungen, die Reste unserer Strandburg und singen.

Irene singt: „Nun ade, du mein lieb Elseland, lieb Elseland, ade!"

Das Land, wo sie Else kennengelernt, ist ihr ein Elseland geworden.

Else singt: „Nun ade, du mein Irenenland, Irenenland, ade!"

Das Land, wo sie Irene fand, ist ihr ein Irenenland geworden.

„Irene" ist „der Friede" — das weiß Else vielleicht nicht einmal.

Kinder, ihr singt ein tiefsinniges Lied.

Nun ade, du mein Irenenland — — —!

Von toten und lebendigen Puppen.

Auf einer meiner Reisen in Thüringen kaufte ich für meine sämtlichen Töchter Puppen, ließ sie in eine Kiste packen (die Puppen natürlich) und nach meinem Wohnort abgehen. Aber gleichzeitig schrieb ich nach Hause, daß die Kiste nicht geöffnet werden dürfe, bevor ich selber daheim wäre. Ich bin nun einmal ein Genüßling und will die luftig-goldenen Geister sehen, die beim leisesten Aufheben des Deckels aus der Kiste flattern. Überdies war die Sendung der Kiste eine Selbstlosigkeit, die ihren Lohn verdiente. Wenn ich ohne Kiste nach Hause komme, so weiß ich, daß die Kinder sich über mein Erscheinen freuen; komm ich mit einer Kiste, so ist das ganze Fest der Heimkehr eine Ellipse mit zwei Brennpunkten, und ich weiß nicht, in welchem Brennpunkt sich die meisten Strahlen sammeln. Ich kann nicht anders sagen, als daß der Empfang auch diesmal sehr warm und herzlich war; aber als eine gewisse (nicht geringe, o bewahre!) Zahl von Umhalsungen und Händedrücken absolviert war, da glaubte ich doch in den Gesichtern so etwas zu lesen wie: „Nun aber die Kiste!" Und als ich sie fragte: „Worüber freut ihr euch nun mehr, über mich oder über die Kiste?" da war zu meiner großen Freude nicht eines darunter, das da sagte: „Über dich." Sie lächelten verlegen und errötend und sagten: „Gott, Vater —!" Nur eine Diplomatin unter ihnen sagte: „Über beides gleich." Ich bin überzeugt: für die Dauer bin ich ihnen ja lieber und auch unentbehrlicher; aber

für den Augenblick stellt eine Kiste mich in den Schatten; das ist das Los aller Geber.

„Na, dann wollen wir mal an die Öffnung der Kiste gehen!"

Es ist schwer, eine solche Kiste zu öffnen, wenn vier Mädels und ein Junge dabeistehen. Man muß fortwährend auf der Hut sein, daß man keine Fingerchen zwischen die Kneifzange und keine Nasen unter den Hammer kriegt. Zudem ist es, als ob der liebe Gott auch seinen Spaß an der Ungeduld der Harrenden hätte und sich oben auf die Kiste setzte, um sie noch ein bißchen zuzuhalten. Aber endlich gibt er nach, und die Scheintoten steigen ans Licht und schlagen die Augen auf.

Puppen!

Es ist merkwürdig, daß ich als Kind, auch als kleines, an solchen Puppen niemals Gefallen fand, ja, daß sie mir vielmehr abstoßend erschienen. Oder es ist auch nicht merkwürdig. Die Puppen meines Theaters nahm ich ernst, obwohl sie, aus Bilderbogen geschnitten und auf Pappe geklebt, den Menschen nur in zwei Dimensionen darstellten; aber wenn auch nur eine unvollkommene Kunst an ihnen gewirkt hatte, es war doch immerhin so viel Zeichnung in ihnen, daß ich sie für Menschen nehmen konnte. Aber diese Puppen der Mädchen, obwohl sie anspruchsvoll in drei Dimensionen auftraten, waren mir bei all ihrer Körperlichkeit nicht realistisch genug; sie blickten mich aus ihren Gesichtern dumm und leblos an, und ihre aus Aufgedunsenheit und Abzehrung zusammengesetzten Leiber schienen mir keine glaubwürdige Nachahmung des Menschen. Erst seitdem ich den lehrreichen Beruf des Vaters ergriffen habe, ist mir ein Licht über das wundersame Leben dieser unbeholfenen Gebilde aufgegangen.

Es ist kein Zweifel mehr: ich habe Nachkommen

wie Abraham, der „Vater der Menge". Denn alle die unzähligen Puppen Appelschnuts sind ihre Kinder. Sie hat ihrer so viele, daß sie sich schon ein „Motizbuch" verschafft hat, und in dieses „Motizbuch" hat sie die Namen ihrer Kinder eingetragen. Da sie beabsichtigt, ihren Spielkameraden Hermann Reimers zu heiraten, so bucht sie ihre Kinder schon jetzt auf seinen Namen:

Anni Reimers,
Walter Reimers,
Wolfgang Reimers (heißt so nach Mozart),
Helmy Reimers (nach der Großmutter, meiner Frau),
Johanna Reimers (nach der Jungfrau von Orleans),
Hulda Reimers (nach einer Schneiderin).
Roswitha Reimers
usw. usw.

Etwas über zwanzig Kinder hat sie — von armlangen hinunter bis zur „kleinsten Puppe der Welt", die nicht größer ist als eine kleine Bohne, und alle am Leben! Appelschnut nimmt solch einen Erdenkloß her und bläst ihm ihren lebendigen Odem ein, und alsogleich wird der Kloß eine lebendige Seele. Sie hat ja so viel Leben, daß sie allen davon abgeben kann; auch ihrem Dackel haucht sie eine menschliche Seele ein. Wenn ich diesen ehrenwerten Melancholiker und Schinkengauner gescholten habe, geht sie heimlich mit ihm in die Ecke und tröstet ihn, damit er sich den Affront nicht zu sehr zu Herzen nehme. Sie umarmt ihn und sagt: „Sei man nich traurig, mein Männe! Vater meint es nich so schlimm; du mußt das aber auch nich wieder tun!" Und ihrem Schaukelpferd, dem leider beide Augen herausgefallen sind, hat sie um die leeren Augenhöhlen ein Taschentuch gebunden, nicht, um es zu heilen, nein, weil sie den Anblick nicht er-

trug. Es erweckte ihr einen Schauder, wenn das treue Tier, der Genosse fröhlicher Tage, sie mit toten Augen ansah.

O Tage der ganzen, der vollkommenen Illusion, wohin seid ihr entronnen! Jüngst war ich mit Appelschnut im Theater. (Walter hatte durchaus mitsollen, und ich hatte ihr erst bedeuten müssen, daß das Stück für ihn noch zu schwer sei.) Damit sie besser sehen könne, hatte ich sie auf meine Knie genommen, ich hielt sie mit meinem rechten Arm, und meine Hand lag gerade auf ihrem Herzen. Es wurde „Rübezahl" von Löwenberg gegeben. Da will der finstere Berggeist den schreienden Buben seiner Mutter entreißen. O, wie es da klopfte, wie es da pochte unter meiner Hand! Hier konnt' ich den „inneren Erfolg" eines Stückes feststellen. Und hier klang das Herz des Dramas. Handlung, meine Herren, Handlung! Eine Gefahr! Ein Bangen um ein Schicksal! Ein Kampf! Ihr könnt es zehnmal „Theater" schimpfen; es bleibt eben doch das Herz des Dramas. Dies Hämmern eines kleinen Herzens spricht eine ganze Ästhetik. Nachher gab es ein Ballett, so eins, von dem die Bühnenleiter glauben, es sei „was für die Kinder", eins mit Flittern und Pracht und farbigen Lichtern. Mitten darin wandte sich Appelschnut nach mir um und flüsterte: „Kommt nu bald wieder Rübezahl und der kleine Junge?" Das Schicksal des Kleinen war ihr Schicksal, sein Bangen war ihr Bangen geworden. Und als ein andermal der Wolf das Rotkäppchen bis hinter die Kulissen verfolgte, um es zu verschlingen, da fragte sie mit Bezug auf die Schauspieler: „Das sind doch keine wirklichen Menschen, nich?" Da der Wolf das Mädchen zweifellos verschlang, so wollte sie lieber, daß das Rotkäppchen kein Mensch wäre.

Die Illusion der Kinder bevölkert stundenweite Ein-

samkeiten. Stundenlang kann Appelschnut allein sein mit ihren Puppen, Häusern und Bäumen. Städte und Gehöfte, Acker und Gärten, Wege und Wälder erstehen, wo vorher öde Leere war, und verschwinden spurlos wieder in leere Luft. Spurlos nicht. In der Erinnerung der Kinder glänzen hundert Städte und Gärten, die sie selber gebaut, in denen sie selig gewandelt und gewohnt haben und die ihnen noch in späten Jahren mit klingenden Glocken wieder emporsteigen wie Rungholt und Vineta aus Meeresgründen.

Natürlich: zu Puppen gehören Häuser, Kirchen und Bäume; darum, als Roswitha-Appelschnut einmal im Bette lag und krank war — sie hatte richtige Leibschmerzen — und als sie hörte, daß ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen und daß sie bald eine Stadt bekommen werde, da warf sie alle Kissen zum Bett hinaus, sprang siebenmal auf und ab und rief: „Ich bin kerngesund!" Und da war sie wirklich gesund. Und am nächsten Sonntag baute sie von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends und gründete auf Tischen, Stühlen, Flügel, Schrank und Fußboden ein ganzes deutsches Fürstentum.

Kinder, die gern allein spielen, — Menschen, die gern allein sind, — glückliche Menschen! Sie können niemals verarmen.

Ich öffne eines Tages die Tür zum Wohnzimmer, wo Herta und Roswitha, umrankt von den tanzenden Blätterschatten der Linde, mit ihren Puppen spielen.

„Vater!" ruft die Kleinere entrüsteten Tones. „Hulda is so ungezogen; sie is oben auf die elektische Krone raufgeklettert — das is doch wirklich ungezogen, nich? — 'n Kind von fünf Jahren!"

Wahrhaftig: Hulda reitet oben auf einem Arm der elektrischen Lampe, und Mutter Roswitha ist ernstlich erzürnt über den Balg, obwohl sie ihn doch selbst

hinaufgesetzt hat. So weit geht die Illusion dieser Poeten, daß sie nicht einmal die Drähte sehen, die sie selber ziehen.

Hulda ist überhaupt das schwarze Schaf der Familie. Alles, was an Untaten erforderlich ist, muß sie ausfressen. Auch Kinder sind nicht gerecht, wenn sie Götter werden. Bei Hulda muß ich immer an Determinismus und Prädestination denken, nach welcher liebenswürdigen Lehre es bekanntlich fest angestellte Bösewichte gibt, die schon vor der Geburt als Rekruten des Satans ausgehoben werden.

Ich stelle Appelschnut die Härte dieses Prinzips vor.

„Immer hackt ihr auf Hulda herum! Eure anderen Kinder sind jedenfalls auch nicht immer artig! Aber bestraft wird immer nur Hulda. Das muß eine Mutter doch nicht tun!"

Sofort wendet sich Roswithens Herz. Sie ruft zur Lampe hinauf: „Na, wills du jetz wieder artig sein?" Und mit einer leisen, kläglichen Stimme antwortet sie selber: „Ja."

„Na, denn komm!" spricht sie mit der verzeihenden Milde eines Heilandes, klettert auf den Tisch und holt die Sünderin Hulda herunter. Hulda klappert mir dankbar mit den Augen zu.

Walter dagegen wird auf die unerhörteste Weise verzogen. Natürlich, er war eine lange Zeit hindurch einziger Junge, und wie es mit den Herren einzigen Jungen geht, das weiß man schon.

„Wo ist denn Walter?" frage ich.

„Och, er langweiligte sich so, da hab' ich ihn in den Garten geschickt."

Ich sehe in den Garten hinaus, da steht Walter, mit der Nase tief in eine Rose versunken, deren Duft er ununterbrochen und unersättlich einzieht.

„Er mag so gern Rosen riechen", erklärt die Mutter.

„Warum ist er denn nicht in der Schule?"

„Och, er geht nur von Kaffeetrinken bis Frühstück zur Schule; er is ja noch so klein. Wenn er da noch länger sitzen muß, kriegt er Heimweh."

Wenn aus dem Jungen was wird, sag' ich auch nichts.

„Du verwöhnst den Bengel ganz entschieden. Wie alt ist er denn jetzt?"

„Er wird am September acht."

„Na also!"

„Ja, er is aber auch immer so krank gewesen."

„So? Was fehlt ihm denn?"

„Er hat immer solche Drüsen, un denn kann er nich lernen."

Aha, die Drüsen kenn' ich.

„Was kocht ihr denn heute?"

„Pudding."

Na, natürlich. Diese Welt kennt nur ein Menü, und das heißt Pudding. Achtet einmal darauf! Wenn Kinder ein Menü herzählen, fangen sie immer bei der süßen Speise an, und wenn Backfische von der dramatischen Kunst sprechen, beginnen sie immer mit dem jugendlichen Liebhaber.

Das Kochen besorgt Herta. Sie ist Dienstmädchen, Köchin, Gouvernante, Krämer, Schlachter, Tante, Lehrer, Großmutter und Schornsteinfeger. Ich habe nie einen Verwandlungskünstler gesehen, der es den Kindern an Geschwindigkeit gleichtut. Und merkwürdig ist dabei, daß der Posten des Dienstmädchens in diesem Utopien der gesuchteste von allen ist; sie streiten darum, wer Dienstmädchen sein solle, und es hat durch Richterspruch entschieden werden müssen, daß keiner darauf Anspruch habe, immer Dienstmädchen zu sein, daß es reihum gehen solle, und daß man sich auch einmal damit bescheiden müsse, gnädige Frau zu sein. Und warum

wollen sie alle Dienstmädchen sein? Weil das Dienstmädchen „alles tun muß" und die gnädige Frau nur auf dem Sofa liegen und befehlen und aus einer Fibel Romane lesen muß, was sehr langweilig ist. Man wird ganz wirr, wenn man diese putzige Welt betrachtet, und man weiß gar nicht mehr genau: Sind die Kinder Narren, oder sind wir es?

Appelschnut hat nun allerdings nicht das Blut dazu, sich auf Sofaliegen und Befehlen beschränken zu lassen; sie weiß auch zu gut von ihrer richtigen und wirklichen Mutter, daß es gnädige Frauen gibt, die selber Hand anlegen; sie besorgt ihre Kinder selbst und beteiligt sich um so entschiedener am Kochen, als die richtige und wirkliche Mutter heute richtige Rosinen, Mandeln, Butter und Milch und wirklichen Zucker und Zitronat zum Pudding beigesteuert hat. Und nirgends bewundere ich die Illusionskraft der Kinder mehr als beim Füttern der Puppen. Obwohl die Rosinen und Mandeln vor dem strengen Munde der Puppen regelmäßig kehrtmachen und wärmere, williger sich öffnende Lippen aufsuchen, sind doch die Kinder tief davon durchdrungen, daß ihre Puppen ausreichend ernährt werden. Ja, die Transfusion der Puppe mit dem Leben des Kindes und die Verschmelzung von Schein und Wirklichkeit gehen so weit, daß die Puppen dicker werden von dem, was ihre Eltern gegessen, und daß die Eltern Leibschmerzen bekommen von dem Zucker, den die Kinder genossen haben. Dieses Puppenessen ist so recht ein Beleg dafür, daß ein gutes Spielzeug unvollkommen sein muß und daß jene raffinierten Spielzeuge nichts taugen, die dem Kinde nichts zu tun übriglassen. Ich bin überzeugt: wenn ein kunstreicher Mechaniker eine Puppe nach Art der Baucansonschen Ente erfände, eine Puppe, die, wenn man ihr eine Rosine vorhielte, plötzlich zuschnappte und sie ver-

schluckte und innerlich verarbeitete, — der Mann würde kein Geschäft damit machen. Nein, ein einziger Schrei des Schmerzes und der Entrüstung würde die Welt der Kinder durchgellen, und einmütig würden sie erklären: Es muß alles seine Grenze haben; Spiel muß Spiel bleiben und darf nicht in Ernst ausarten.

„Mutter ist himmlisch; sie erlaubt alles!" erklärt Herta stürmisch. „Sogar den Mörser dürfen wir haben!"

Unterschätzt mir solch einen Mörser nicht! Er ist von glänzendem Metall, und wenn man mit der Keule dranschlägt, klingt er wie Kirchenglocken. Mandeln, Rosinen, Musik und Sonne! O seliges Erdenleben!

Und nun wird alles: Zucker, Rosinen, Mandeln, Butter, Milch, Makronen, Bonbons und andere Herrlichkeiten kräftig durcheinander gerührt, achtundsiebzigmal geschmeckt und probiert, zuletzt mit dem Titel „Pudding" belehnt und angerichtet. Und so unbedingt, wie der Gast des arabischen Scheichs, wenn dieser dem aufgetragenen gebratenen Hammel mit dem Zeigefinger das Auge ausbohrt und es mit Daumen und Zeigefinger dem Fremden auf die Schüssel legt, den köstlichen Ehren- und Leckerbissen geschmeichelt verschlingen muß, wenn er seinen Wirt nicht tödlich beleidigen will, so unweigerlich muß ich von dem „Pudding" kosten und entzückt die Augen verdrehen wie der selige Tartüff.

Auf allerliebsten kleinen Tellerchen mit noch allerliebsteren kleinen Messerchen und Gäbelchen wird nun der Pudding verteilt, und meine dreiundzwanzig Enkel werden um den Tisch gesetzt.

„Ursula, du wackels schon wieder immer hin un her un träums, statt zu essen!" ruft Appelschmut tadelnd. Ursula ist also unverkennbar Appelschnuts Kind; denn sie zeigt dieselben Manieren beim Essen, die an ihrer Mutter gerügt zu werden pflegen.

Hulda wird dagegen gelobt, weil sie schön stillsitzt und ordentlich ißt. Siehst du, Hulda? Fürsprache muß der Mensch haben.

„Kurt stopft schon wieder!" ruft Herta. „Solche Happen steckt er in den Mund!" Sie zeigt Happen, viel größer als der ganze Kurt.

„Na ja," erklärt Roswitha streng (Kinder sind meistens sehr strenge Eltern), „dann soll er mal hungern; ich hab' es ihm schon so oft verboten." Und Kurt wird vom Tisch entfernt.

Mit Hilfe der Bauchrednerin Herta beginnt er sofort zu wimmern und zu betteln: „Huuu — ich will auch gar nicht mehr stopfen — hu—u—!"

„Na, dann soll er diesmal noch was haben", entscheidet die gnädige Frau, und Kurt wischt sich die Augen und die Nase und setzt sich wieder an den Tisch.

Wenn ich übrigens vordem von dreiundzwanzig Enkeln gesprochen habe, so ist das nur schätzungsweise gesprochen; einen genauen Überblick über die Zahl meiner Enkel habe ich längst nicht mehr. Es kommen ja fast täglich neue; „Kinderkriegen" ist eins der beliebtesten Spiele. Diejenigen meiner Leser, die bisher gemeint haben, daß der Storch die Kinder bringe, werden überrascht sein, zu hören, daß die Sache ganz anders zugeht. Nämlich so: Auf einem Klappstuhl ruht die „Mutter", die die Kinder haben soll. Neben ihr steht eine spanische Wand, ein Bettschirm oder dergleichen. An der oberen Kante dieser Wand erscheint plötzlich ein Kind. Es wird langsam an einem Faden herabgelassen, die Mutter bindet es los, und der Faden geht wieder hinauf. Nach zwei Minuten schwebt aus der Schicksalshöhe abermals ein Kind hernieder; dann kommt ein drittes, und so geht es fort wie eine Steinkohlenlieferung, solange der hinter der Wand stehende Genius der Fruchtbarkeit noch Vorrat hat. Hier hätte

Zola lernen können, was fécondité ist, ich zählte einmal elf Kinder, die auf solche Weise „das Licht der Welt erblickten". Einmal war auch meine Frau zugegen, und sie fragte Appelschnut, die diesmal Mutter war — denn auch das Kinderkriegen geht um —:

„Hast du dein neues Baby denn auch schon gebadet?"

Da lachte Roswitha wieder laut über den köstlichen Witz. Hahaha — solche kleine Babys badet man doch noch nicht! Man gibt ihnen doch höchstens die Flasche!"

Meine Frau, die es in diesem Falle entschieden besser wissen muß, klärt sie darüber auf, daß man dies gerade nicht tue, sondern daß zunächst die Wärterin das Neugeborene bade.

Ein noch besserer Witz! Roswitha lacht aus vollem Halse. „Die Wärterin! Das Baby bringt doch keine Wärterin mit!"

„Nein, die Wärterin bestellt man vorher; man weiß ja doch, wann das Baby kommt."

Mit einem Ruck wendet Appelschnut ihrer Mutter wieder ein völlig ernstes Gesicht zu: „Ich hab' aber nichts gewußt!" ruft sie entschieden, mit einer Art von Befremden darüber, daß man ihr von ihrer Geburt keine Anzeige gemacht habe.

Nach einer längeren nachdenklichen Pause fuhr sie fort:

„Das weiß ich ja längst, daß der Storch die Kinder nicht bringt."

„So?"

„Nein, woher soll er sie denn nehmen?"

„Aus dem Wasser", sagt meine Frau, läßt aber merken, daß sie's selbst nicht glaubt.

„Da müssen sie ja ertrinken!" ruft Appelschnut, ver-

wundert darüber, daß meine Frau das nicht einsehen kann. Und wieder nach einer Pause fragt sie:

„Mutter, woher kommen sie eigentlich?"

Da ist sie wieder, die große Frage.

Meine Frau sagt: „Das kannst du jetzt noch nicht verstehen; das sag' ich dir später einmal."

„Ja, das hab' ich mir auch schon gedacht, daß du mir das wohl noch mal sagst", erwidert Roswitha und ist vollkommen beruhigt.

Wir befolgen also den Rousseauschen Rat. Gewiß, es ist nur ein Aufschub; aber wenn das Kind erfahren hat, daß man ihm auch sonst nicht alles erklären und begründen kann, so ist es der gescheiteste Aufschub. Im übrigen habe ich das verwünschte Problem noch immer nicht zu Ende gegrübelt. O, ich weiß, es gibt Leute, die schnell damit fertig sind. O, glaubt es mir, der „schon so viele Jahre an dieser harten Speise kaut", so leicht ist das Problem nicht! Ja, wenn mit der falschen Scham nicht die edle, die schöne Scham so teuflisch verwickelt und verfitzt wäre, daß man mit jener fast immer auch diese zerreißt! Und die echte Scham — in allen Dingen, meine ich — ist doch vielleicht das einzige, das uns ein Verweilen in dieser rohen Welt ermöglicht. Man soll, glaube ich, die Kinder mit zunehmendem Alter durch Belehrung über Pflanzen und Tiere immer näher und endlich ganz nah an die letzte Schlußfolgerung heranführen, bis sich ihnen der letzte Aufschluß von selber aufdrängt. Aber das letzte Wort sollen sie in der heutschen Einsamkeit der Seele selber sprechen, das Letzte sollen sie ahnend erkennen, wie man ein hohes Geheimnis erkennt. Unter den alles wissenden und alles sagenden Kindern habe ich nie ein liebenswürdiges gefunden.

Zwischen Eltern und Jungfrau, Eltern und Jüngling mag auch das letzte Wort mit Ernst gesprochen

werden, zwischen Eltern und Kindern nicht. Einst waren Appelschnut und ihre Geschwister bei einem elfjährigen Mädchen zum Besuch, und dieses Mädchen zeigte seine Puppen.

„Ich bin durch alle Länder gereist, und aus jedem Lande hab' ich mir ein Kind mitgebracht", sagte sie. Und dann führte sie sie vor: Marguerite, Gianetta, Carmen, John, Wladimir, Thyra, Zuleima, Bitboi, Unkas, Astrid usw. usw.

Ist solche Unbefangenheit nicht mehr als ein Witz, als ein Leckerbissen für die Wissenden? Und wenn man sie zerstört, zerstört man dann nicht mehr als Unwissenheit? O ja, man zerstört die rührende Schönheit der Knospe. Denkt euch daneben ein Kind, das sich vor solchen Naivitäten hütet, sie vielleicht gar heimlich belächelt!

Auf den jungen Trieben meiner Tannen im Garten sitzen noch wie Tütchen die kleinen Hüllblättchen. Sie sind nahe vorm Abfallen, und wenn ich eins abstreifte, so würde der Trieb darum nicht verderben. Aber ich tu es nicht.

Ich fürchte, der Leser hat aus dem Umstande, daß ich nur Herta und Appelschnut erwähnt habe, die vollkommen irrige Folgerung gezogen, daß in meinem Hause nur diese beiden mit Puppen spielten. O nein, wenn die Bildung der höheren Tochter ihr Zeit läßt, kommt auch die lange Irene herbei, läßt sich in einen ganz kleinen Kinderstuhl sinken und beginnt mit den kleinsten Puppen ein stilles träumerisches Familienleben. Wie eine Mutter wohl ihr Kind je zärtlicher liebt, je kleiner und hilfloser es ist, so liebt sie die winzigsten Püppchen am meisten, und sie sitzt stundenlang und näht ihnen noch winzigere Höschen und Röckchen und Häubchen und versinkt dabei in eine immer kleinere, immer zierlichere und immer vergnügtere Welt,

in eine Welt, die das grobe Auge des Erwachsenen nicht mehr erkennt...

Und wenn Gertrud, die Älteste, die „junge Dame", glaubt, man merke nichts, wenn sie eine Puppe hernimmt und sich mit einer gewissen Überlegenheit mit ihr beschäftigt, lange beschäftigt und die Überlegenheit immer mehr vergißt, — dann irrt sie sich. Und sollte meine Frau glauben, daß man nichts merke, wenn sie in den Tagen vor Weihnachten bis tief in die Nacht hinein sämtliche Puppen auffrischt und sie hübsch nebeneinander ins Sofa setzt und sich selbst ihnen gegenüber und mich zur teilnehmenden, staunenden Bewunderung herbeiruft, — sollte sie glauben, daß man ihre Freude für eine rein mütterliche halte, dann irrt sie sich ebenfalls. Natürlich bewundere ich die Gebilde ihrer Kunst außerordentlich, obwohl ich ein eigentlich herzliches Verhältnis zu diesen korrekten Porzellanseelen noch heute nicht gewonnen habe; aber noch viel mehr bewundere ich das kleine zwölfjährige Mädel, das in den Augen meiner Puppenschneiderin sitzt und mich wunderlich selig anschaut.

Ach ja, in seltenen, seligen Stunden kommt sie wohl auch noch zu uns Erwachsenen, die große Illusion. Sie beschleicht uns in der Stille und legt von hinten her die Hände auf unsere Augen, daß sie die Wirklichkeiten der Welt nicht mehr sehen und nach innen in eine lebendige Welt des Scheines schauen. Aber nur zu bald rufen wir erkennend: „Du bist es!" und die Hände lösen sich, und der Zauber ist gebrochen. Dem jungen Kinde hält sie lange und ganz die Augen zu; es sieht nichts als Schein, und tastend und tappend, von Engeln geführt, findet es den Weg durch die Wirklichkeiten. Aber langsam, nach und nach spreitet sie die Finger, und mehr und mehr dringt durch den rosigen Saum dieser Finger das Licht des Alltags

ins Auge. Wir saßen einmal mit vieren unserer Kinder im Theater, als Schneewittchen gegeben wurde. Da beobachteten wir auf dem Wege durch vier Herzen und vier Köpfe den Gang des Lebens vom Schein zur Wirklichkeit. Herta war damals noch das Jüngste, und als Schneewittchen, mit giftigem Kamme gekämmt, tot zu Boden fiel, da sank unserer Jüngsten das Köpfchen auf die Brust, und sie machte jene großen, melancholischen Augen, die so seltsam zu ihrer Wildheit kontrastieren.

„Mutter!" flüsterte halb ängstlich, halb ruhig Irene, die Nächstältere. „Mutter, der Kamm ist doch nicht wirklich giftig, nicht wahr?"

„Natürlich ist er giftig," rief Herta, „sonst wäre sie doch nicht tot!"

Erasmus hörte nichts von diesem Gespräch; er sah und hörte überhaupt nichts von der Welt: seine Seele saß auf der Bühne zwischen den Spielenden; er wußte vollkommen, daß es ein Spiel war; aber dieses Spiel hielt ihn vollends gefangen.

Gertrud aber blickte lächelnd und mütterlich auf ihre beiden Schwestern, und über ihre Wangen liefen zwei große verräterische Tränen, die um Schneewittchens Los geflossen waren. —

So gibt es denn auch in der Kindheit der Mädchen eine interessante Übergangszeit, da die Illusionsfähigkeit so weit geschwunden ist, daß die tote Puppe zwar noch genügt und gelegentlich erfreut, aber doch tief in den Schatten gestellt wird von dem warmen Realismus der lebendigen Puppen. Es ist die Zeit, da die Mädchen mit merkwürdiger Übereinstimmung und mit großer Bestimmtheit erklären, daß sie später einmal den Beruf der Amme ergreifen würden. Ein Baby, das Schwestern dieses Alters hat, kann immer darauf rechnen, nach allen Richtungen verzogen zu wer-

den. Es kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß alles an ihm ohne Einschränkung süß und entzückend gefunden wird, es möge tun und lassen, was es wolle. Wenn es „Dadada" sagt, so wird man ganz deutlich „Christine" heraushören, und wenn ihm eine Fliege auf der Nase sitzt, so wird man es ihm als einen himmlischen Einfall anrechnen. Aber nicht darf das Baby mit Sicherheit auf ein langes Leben rechnen. Es wird nicht zum Schlafen kommen; denn man wird es ununterbrochen — auch wenn man nur einen Kopf größer ist als das Baby — auf den Armen tragen, und das verträgt nicht mal ein Heldentenor; dafür wird man es freilich durch Nahrungsmittel in unbeschränkter Menge und Auswahl entschädigen. Wenn mehrere Bizemütter da sind, wird es wie ein Erisapfel zwischen ihnen hin und her rollen, ja es wird wie das Kind im salomonischen Urteil in die Gefahr kommen, halbiert oder gedrittelt oder geviertelt zu werden.

Und wenn das Haus kein eigenes Baby zur Verfügung hat, so werden sie aus der Nachbarschaft zusammengetragen, viertelbutzendweise, halbbutzendweise, lauter süße und himmlische Kinder.

Wie oft bin ich nach Hause gekommen und habe meine Kindersammlung auf eine Weise vervollständigt gefunden, habe Säuglinge in allen Lebenslagen mit einer Familiarität behandelt und sich benehmen gesehen, daß ich mich erst durch längeres Nachzählen und Besinnen von meinem Schreck erholen konnte!

Vor einigen Tagen haben die meinigen in der Nachbarschaft wieder ein reizendes Baby entdeckt, und seitdem können meine Frau und ich uns vor Reklamationen nicht retten. Warum wir denn nicht auch eins haben! Daß ich keinen Pony anschaffen will, das können sie schließlich verstehen; denn der kostet Geld; aber Babys kann man doch jederzeit umsonst haben! Ich habe lange

nachgedacht; aber die Sache würde ja nie ein Ende nehmen. Jedes von ihnen würde mehrere haben wollen, ein ganz neues, ein einjähriges, ein zweijähriges, einen Walter, eine Hulda, eine Marguerite und womöglich einen Unkas — kurz, ich würde sieben spanische Wände anschaffen müssen.

Ein närrisches Volk, die Mädel, wenn sie mit Puppen spielen. Und doch, so oft ihr Eifer mich lachen macht, so komisch ihr Enthusiasmus, ihre Exaltationen und Ekstasen sind, so heilig sind sie mir im innersten Herzen. Schaut hin! In jedem Kinderangesicht, das zärtlich auf eine Puppe blickt, ist bei aller Unschuld und Heiterkeit ein wundersamer Ernst; um jedes Mädchenköpfchen, das sich liebend über eine Puppe neigt, schwebt der Glorienschein des künftigen Berufs!

L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Von Otto Ernst erschienen:

Romane:

Hermannsland, Ein Roman der Kindheit des Jahrhunderts. 50. Tausend.
August Gutbier oder Die sieben Weisen im Franziskanerbräu, 25. Tausend.
Asmus Sempers Jugendland, Roman. 155. Tausend.
Semper der Jüngling, Roman. 110. Tausend.
Semper der Mann, Roman. 65. Tausend.

Humoristische Schriften:

Frieden und Freude, humor. Plaudereien. 20. Tausend.
Ein frohes Farbenspiel, humor. Plaudereien. 41. Tausend.
Vom geruhigen Leben, humor. Plaudereien. 52. Tausend.
Vom grüngoldnen Baum, humor. Plaudereien. 39. Tausend.
Aus meinem Sommergarten, humor. Plaudereien. 32. Tausend.
Sankt Yorichs Glockenspiel, Satiren, Schwänke, Schnurren, Aphorismen usw. 10. Tausend.
Der süße Willy, Humoreske. 32. Tausend.

Bühnendichtungen:

Die hohe Menagerie. Eine politische Komödie.
Flachsmann als Erzieher, Lustspiel. 60. Tausend.
Die Gerechtigkeit (Revolverjournalisten), Komödie. 6. Tausend.
Die größte Sünde, Drama. 9. Tausend.
Die Liebe höret nimmer auf, Tragikomödie. 5. Tausend.
Jugend von heute (Der Zweikampf), Komödie. 14. Tausend.
Ortrun und Ilsebill, Märchenkomödie. 3. Tausend.
Tartüff der Patriot, Komödie. 2. Tausend.
Bannermann, Schauspiel. 3. Tausend.

Gedichte:

Gedichte. 4. Tausend.
Stimmen des Mittags. 4. Tausend.
Siebzig Gedichte. 30. Tausend.

Sonstige Schriften:

Blühender Lorbeer, Plaudereien. 10. Tausend.
Laßt uns unsern Kindern leben. Ein Buch für Eltern und Erzieher. 10. Tausend.
Nietzsche, der falsche Prophet. 5. Tausend.

Y0-BWB-835

Druck Graph. Werkstätte Hans Mehlhose, Leipzig.